



MEGA PHON

SOZIALE KÄLTE

Michis Weg von
der Brücke in die
Wohnung war lange
– mit uns ist er ihn
zurückgegangen

3.00

50% für die
Verkäufer_innen

npo-fonds.at

Weil wir gemeinsam das Beste aus uns herausholen.

Der NPO-Fonds unterstützt gemeinnützige Organisationen. Unsere Gesellschaft braucht dieses Engagement.

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Mit dem NPO-Fonds konnten bisher bereits rund 18.000 Vereine und Organisationen aus den Bereichen Sport, Kunst und Kultur, Umweltschutz oder Soziales in der Corona-Krise unterstützt werden.

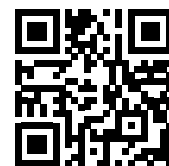
Sichern auch Sie sich Hilfe für Ihren Verein.

Jetzt für die Monate Oktober bis Dezember 2020 Antrag stellen!
Anträge für die Monate Jänner bis März 2021 ab April 2021 möglich.

Alle Informationen dazu auf www.npo-fonds.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Foto: © Lieve Boussauw / Jeunesse – Musikalische Jugend Österreichs



SABINE GOLLMANN
(LEITUNG),
PETER K. WAGNER
(CHEFREDAKTEUR)

TITELFOTO:
PETER PATAKI

AUTOR_INNEN -
ILLUSTRATIONEN:
LENA WURM



FOLGT UNS

Das Megaphon ist auch in
den sozialen Medien aktiv:
Schaut vorbei auf Instagram
und Facebook. Oder auf
megaphon.at :-)

Ein Gebot der Menschlichkeit.

Als ich vor über 15 Jahren meine journalistische Karriere startete, lehrten mich erfahrene Kolleg_innen rasch einen Grundsatz: Ich müsse bei Interviews und Recherchen Distanz zu meinen Gesprächspartner_innen wahren – im Sinne der Integrität und Objektivität.

Beim Telefonat mit Katharina Stemberger für diese Ausgabe fiel mir das schwer. Es war das erste Mal in meiner langen Laufbahn, dass ich ein Gespräch nicht nur mit einem Dank für die Muße und Zeit beendete, was für mich ein Gebot der Höflichkeit darstellt. Ich habe am Ende des Interviews auch Danke für das Engagement und den Aktivismus gesagt. Nicht zuletzt im Sinne vieler unserer aktuellen 300 Verkäufer_innen, die Fluchthintergrund haben. Aber auch im Sinne noch mehr ehemaliger und aktueller Klient_innen unserer sozialen Initiative sowie unserer Caritas-Abteilung „Asyl und Integration“. Aus einem einfachen Grund: Es ist ein Gebot der Menschlichkeit, die Realität im Mittelmeer und in Geflüchtetenlagern auf griechischen Inseln anzuprangern. Denn, ja: Wir haben Platz. Und sehen es auch als unsere Aufgabe als Redaktion, immer wieder daran zu erinnern.



12

URBAN



Soziale Kälte

Christian Albrecht hat sich im kältesten Monat des Jahres mit Michi getroffen. Einem Menschen, der jahrelang eine Grazer Brücke Heimat nannte.

18

VERKÄUFER DES MONATS



Soziale Kälte II

Megaphon-Verkäufer Zsolt Berki spricht mit Christian Albrecht – ehemaliger Megaphon-Zivi, jetzt freier Redakteur – über seinen Kampf um Akzeptanz.

22

GLOBAL



Einsatz für Geflüchtete

SchauspielerIn Katharina Stemberger erzählte uns im Interview, warum sie im Dezember mit Journalist_innen nach Griechenland reisen musste.

Der Ehering

E I N E F L U C H T G E S C H I C H T E (2 / 2)

Fortsetzung vom Megaphon #298 (Jänner-Ausgabe 2021)
... Wo werde ich schlafen? Werde ich am Straßenrand schlafen oder in einem öffentlichen Park? Mein Herz begann immer schneller zu klopfen. Ich saß angespannt auf meinem Sitz, ich trank ein wenig Wasser, um mich zu beruhigen. Neben mir saß eine ältere Frau über sechzig. Ich sprach mit ihr und sagte, dass ich Hilfe brauche, dass ich an diesem Tag einen Platz zum Schlafen brauche, weil ich niemanden kenne und auch kein Geld habe, um im Hotel zu schlafen. Sie sagte mir, dass sie große Kinder habe, bei denen ich schlafen könne. Ich bedankte mich sehr bei ihr. Ich kam mit dieser Frau in ihr Haus und schlief diese Nacht dort, ich war sehr müde. Am Morgen bedankte ich mich bei ihr und machte mich auf Arbeitssuche, um im Land bleiben zu können. Ich fragte viele Leute. Am Ende kam ich in einen Laden, wo Elektrogeräte verkauft wurden. Ich fragte den Besitzer des Ladens um Arbeit. Er sagte zu mir, dass es für mich keine Arbeit gebe, aber dass ich dort schlafen könne. Ich schlief dann dort und suchte weiter nach Arbeit. Ich fand eine Annonce in der Zeitung: Eine Firma, die im Bereich Inneneinrichtung tätig war, suchte nach Arbeitskräften. Ich telefonierte mit ihnen und erklärte ihnen meine Geschichte. Sie sagten mir, dass ich bei ihnen arbeiten könne, aber zu einem niedrigen Monatslohn, da ich nicht ausreichend Erfahrung hatte. Ich sagte ohne zu zögern zu. Drei Monate lang schlief ich auf einem Stück Stoff zwischen lauter Ungeziefer. Es war sehr heiß im Sommer dort und ich konnte meine Frau und mein Kind nicht vergessen ... Nachdem ich ein wenig Geld gespart hatte, mietete ich ein kleines Haus und reservierte Tickets für meine Frau und meinen kleinen Sohn, damit wir wieder zusammen sein und ich sie aus diesem Leben voll Angst und Tod bringen konnte. Wir trafen uns im Sudan, wir haben harte Tage durchgemacht, aber wir waren geduldig und dachten daran, in irgendein europäisches Land zu kommen. Wir suchten Sicherheit und ein Leben in Würde und das ließ sich nicht verwirklichen, ohne 2500 km sudanesische Wüste zu durchqueren, um nach Libyen zu kommen und danach ein Todesboot zu besteigen. Wir hatten nur zwei Möglichkeiten: den Tod oder Italien. Zu dieser Zeit war gerade unser zweites Kind auf die Welt gekommen und es war vierzig Tage alt ... Ich habe diese Wüste mit meiner Frau und meinen beiden Kindern durchquert, bis wir in ein Dorf in die Nähe von Libyen kamen. Wir blieben 7 Monate in Libyen, in einem Dorf, das Al-Kafra hieß. In diesem Dorf mit diesem grau-

samen Klima gab es Schlangen und Skorpione. Jeden Tag starben Männer, Frauen und Kinder wegen dieser Skorpione ... stellt euch das vor! Wie kann man schlafen mit dieser Gefahr um uns herum, von jeder Seite. Meine Frau und ich unterrichteten in der Schule und wir gaben auch Hausunterricht. Nachdem wir einiges Geld gespart hatten, verließen meine Frau und ich dieses Dorf und machten uns in Richtung Meer auf. Bis wir die Stadt Zuwara in der Nähe des Meeres erreicht hatten, mussten wir 2000 km zurücklegen... Alle Flüchtlinge und Auswanderer versammelten sich in dieser Stadt, um ein Todesboot zu besteigen. Wir alle bestiegen ein Schlauchboot, es dauerte zwölf Stunden, bis das Boot kaputt ging. Das Boot war ursprünglich für 40 Personen gedacht, doch wir waren 120 Leute in diesem Boot und die Wellen wurden höher und höher ... Alle begannen zu weinen und zu schreien vor Angst, wir hörten die Menschen in vielen Sprachen zu Gott rufen, dass er uns vom Tod errette, Christen und Muslime, die den Herrn um Hilfe anflehten. Der Himmel öffnete sich und es begann zu regnen, die Wellen stiegen an und wir hatten nichts, außer Weinen, Rufen, die Tränen der Kinder, Männer und Frauen. Nach drei Stunden sahen wir ein Flugzeug am Himmel. Es näherte sich uns, um uns zu fotografieren. Wir hoben die Hände, dass sie uns retten, aber sie flogen wieder davon. Wir blieben dort weitere Stunden, das Boot wurde durch die Wellen immer mehr kaputt, wie Sie sich vorstellen können. Nachdem wir bereits die Hoffnung auf alles verloren hatten, sahen wir ein großes Dampfschiff auf dem Meer. Wir begannen zu rufen und zu winken, damit sie uns retten. Das Schiff kam näher, wobei sie zwei kleinere Boote ins Meer ließen, um uns zu retten. Es gelang ihnen auf Grund der hohen Wellen jedoch nicht, näher zu kommen. Sie versuchten, ein weiteres Mal zu uns zu kommen, aber es gelang nicht. Das Boot begann, mit uns unterzugehen. Im dritten Versuch gelang es ihnen, näher zu kommen, und wir wurden alle gerettet. Es waren nur Minuten, vielleicht Sekunden, die uns vom Ertrinken trennten. Hier an dieser Stelle möchte ich all jenen danken, die uns gerettet und uns geholfen haben, ohne nach unseren Namen, unserer Herkunft und unserer Religion zu fragen, sondern sie haben uns einfach geholfen, diese edlen und großartigen Menschen. Sie haben Menschen gerettet, die durch die Härte des Lebens gezwungen waren, ihr Heimatland zu verlassen... Fragen Sie mich nicht, warum ich mein Heimatland verlassen habe, sondern fragen Sie mich nach den Umständen, die mich

zu diesem Aufbruch gezwungen haben. Ich will nicht länger darüber sprechen. Das Schiff brachte uns nach Italien, ich blieb dort eine Woche und kam am 26.06.2015 mit meiner Frau und meinen Kindern nach Österreich. Seither lebe ich mit meiner Frau und meinen Kindern in diesem Land. Ich bin jetzt ein Flüchtling, aber ich bin ein Mensch, der sich weigert, nur eine Nachricht in den Medien zu sein. Sie sprechen weniger als eine Minute über deinen Tod, danach gehen sie zum Wetter über oder wechseln zur Musik oder zum Sport ... So haben meine Frau und ich beschlossen, mit unseren Kindern das Todesboot zu besteigen, und wir sind in dieses Land gekommen, dieses Land, das die Menschen achtet und uns die Werte dieses Landes gibt, das die Tränen unserer Kinder und unsere Tränen wegwischt. In meinem Namen und im Namen aller Flüchtlinge, aller Kinder und aller Gefolterten auf dieser Erde danke ich Ihnen aus tiefstem Herzen ... In meinem Inneren sind viele wunderbare Worte, aber Sie sind viel wunderbarer ... die Geschichte wird über Sie die schönsten Geschichten und Romane schreiben und ich verspreche Ihnen, ich werde über all die wunderbaren Dinge in meinem Buch schreiben, über Ihr Land, das uns mit Essen und Trinken, einer Unterkunft, einem Platz in der Schule und Medikamenten versorgt und wieder Freude in das Gesicht unserer Kinder bringt ... Ich habe meinen Vater und meine Mutter, mein Heimatland, mein Haus und meine Erinnerung verloren, aber ich habe mit Ihnen, mit Ihrer Geschichte, Ihrer Kultur und Ihrer Menschlichkeit gewonnen. Sie sind das Brot der traurigen Völker, ihre Hoffnung. Das Schöne ist, dass der Mensch die Geschichte der anderen schreibt ... aber am schönsten ist, dass wir unsere Geschichte selbst schreiben, wir setzen unseren Namen unter diese Geschichten. Zum Abschluss danke ich Ihnen in allen Sprachen der Welt. Möge Ihre Sonne nie untergehen!



S A M I H A L - J B A W I
lebt mit seiner Familie in
der Steiermark und hat
Journalismus studiert.



Fluchtpunkt (3)



F L O R I A N H A S E L
(*1993, Berrien, USA) ist Autor im
Werden, Jurist im Sein und Student
im aktiven Ruhestand. In den ver-
gangenen Jahren hat er als Rechts-
berater in Graz und Athen gearbei-
tet. Hier bringt er die Wirklichkeit
des Asylrechts auf den Punkt.

Abgestempelt

Als ich letztes Jahr in Athen zu arbeiten an-
ging, wusste ich, dass die Zeit herausfordernd wird.
Eine Novelle des Asylgesetzes war gerade in Kraft
getreten und unterschiedliche Abteilungen der grie-
chischen Asylbehörde legten das neue Gesetz völlig
unterschiedlich aus. Im März folgte die Aussetzung
der Genfer Flüchtlingskonvention, dann tödliche Ge-
walt an den Außengrenzen und obendrauf Corona.
Überrascht war ich neben diesen unfassbaren Ent-
wicklungen aber dann vor allem auch davon, wie zer-
mürbend selbst ganz einfach scheinende Dinge sein
können – wie etwa Klient_innen eine Vertretungs-
vollmacht unterschreiben zu lassen. Seit der letzten
Novelle können Klient_innen die Vollmacht nicht
mehr einfach bei uns im Büro unterschreiben. Die
Unterschrift muss nun auf einer Polizeistation durch
einen Stempel beglaubigt werden (diese Sonderrege-
lung gilt übrigens nur für das Asylrecht).

In Athen ist es eine Mischung aus Bürokratie
und Willkür, die den Zugang zum Recht für Geflüch-
tete immer schwieriger macht. Regelmäßig werden
unsere Klient_innen bei der Polizeistation ums Eck
gar nicht hineingelassen. Wenn dann unsere grie-
chische Anwältin beim Vorgesetzten anruft, dürfen
sie plötzlich doch rein. Einer Klientin wurde schon
mal mit der Verhaftung gedroht, wenn sie nicht so-
fort verschwinden würde. Anderen Klienten wurde
vor kurzem ein Zettel mit einer Telefonnummer aus-
gehändigt. Der Polizist meinte dazu, sie sollen doch
zunächst einen Termin ausmachen, wann sie für
den Stempel vorbeikommen können. Die Klienten
wählten die Nummer, nur um schnell festzustellen,
dass die Nummer gar nicht existierte. Es sind neben
den viel berichteten systemischen Mängeln im grie-
chischen Asylsystem auch solche Kleinigkeiten, mit
denen Asylsuchende immer wieder als „ungewollt“
abgestempelt werden. Jene, die mit Abschreckung
Politik machen, sollten wir einen „No Way“-Stempel
aufdrücken.

Zahlen über Zahlen

AUFGESCHRIEBEN VON
KATRIN LÖSCHNIG

3.500 Bücher umfasst die Bibliothek des Vereins Frauenservice am Lendplatz. Bei kostenloser Anmeldung kann man Bücher bis zu vier Wochen lang entleihen.	8.000 Sexarbeiter_innen sind in Österreich gemeldet. Viele der meist weiblichen Arbeiter_innen kommen aus dem Ausland und müssen sich in der Corona-Zeit und im Lockdown um ihre Existenz sorgen. Neben dem schwierigen Umstand, dass sie über lange Zeitperioden hinweg nicht arbeiten dürfen, können viele wegen der rasch geschlossenen Grenzen nicht in ihr Heimatland zurückkehren und müssen ihre Unterkunft im Laufhaus nun selbst finanzieren. Wann die Sexarbeit wieder möglich sein wird, ist unklar. Die BSÖ (Berufsvertretung für Sexarbeitende) sammelt mit der Hilfsaktion „Sex im Notstand – Spenden ist sexy“ Geld, um Sexarbeiter_innen zu unterstützen. Shiva Prugger, Gründerin der BSÖ und Initiatorin der Aktion, sagte in einem Wienerin-Interview: „Man hat uns vergessen. Sexarbeiter_innen wurden in keiner Pressekonferenz erwähnt, man hat uns eigentlich ziemlich hängen lassen. Noch dazu waren wir eine der letzten Branchen, die nach dem ersten Lockdown wieder arbeiten durften“.	
17 Unternehmen stellen in Österreich Waffen und Munition her. Von 2004 bis 2017 lieferte Österreich diese Güter an ganze 164 Länder weltweit. Die meisten Exporte davon gingen in die USA, nämlich 2,9 Milliarden Euro der insgesamt 3 Milliarden. Besonders der Hersteller „Glock“ aus Deutsch-Wagram in Niederösterreich befriedigt die internationale Nachfrage nach Kriegsgütern.	353 Sekunden lang ist der Song „Wir“ von IL PADRE und die Tripolaren auf YouTube. Die Grundidee des Liedes ist es, die Pluralität der Menschheit abzulichten. Egal, welche Hautfarbe, welches Alter, welches Geschlecht, welcher soziale Status etc. – wir Menschen haben sehr viel gemeinsam. Für dieses „Wir-Gefühl“ werden im Video unterschiedlichste Menschen gezeigt.	0 Kinder wurden im letzten Jahr aus dem griechischen Elendslager Moria aufgenommen. Im Dezember 2020 stimmte die türkis-grüne Regierung erneut gegen die Aufnahme von geflüchteten Kindern der Insel Lesbos.



International Network of Street Papers

Megaphon ist stolzer Teil des internationalen Netzwerks der Straßenzeitungen:

www.insp.ngo

Shedia – Griechenland

Seit 2017 gibt es die vergleichsweise junge Straßenzeitung – im Jänner wurde erstmals kein neues Magazin gedruckt. Der Corona-Lockdown wurde von der Regierung verlängert.

Straßenkreuzer – Deutschland

Die Kolleg_innen aus Nürnberg verkaufen ihren Kolporteur_innen neue Magazine neuerdings über ein Verkaufsfenster – und schützen sich gegenseitig so in Coronazeiten.

INSP – weltweit

Jedes Jahr veranstaltet das Straßenzeitungsnetzwerk die sogenannten „Vendor Week“. Trotz Coronalockdowns auf der ganzen Welt soll sie auch heuer stattfinden.

9 Bundesländer in Österreich – und damit endlich ausnahmslos alle – haben nun eine Frauenberatungsstelle. Fast 40 Jahre gab es nur in fünf Bundesländern spezialisierte Einrichtungen für Frauen und Mädchen als Betroffene von sexualisierter Gewalt. Die neuen Beratungsstellen in Wiener Neustadt (Niederösterreich), Neusiedl am See (Burgenland), Klagenfurt (Kärnten) und Feldkirch (Vorarlberg) machen die bundesweite Versorgung möglich. Alle neun Einrichtungen sind Mitglieder im BAFÖ (Bund Autonome Frauenberatungsstellen bei sexueller Gewalt Österreich). Der Bund wurde 2010 gegründet und feierte daher letztes Jahr sein 10-jähriges Jubiläum. Ziel ist, eine Gesellschaft zu schaffen, in der Sexismus und sexuelle Gewalt gegen Frauen benannt und bekämpft, statt tabuisiert und toleriert werden. www.sexuellegewalt.at

WOCHENENDS & BERUFSBEGLEITEND STUDIEREN

M.Sc.
Ein Studium der HS Mittweida

Master of Science
■ Industrial Management

M.Eng.
Ein Studium der HTWK Leipzig

Master of Engineering
■ Bauingenieurwesen

B.A.
Ein Studium der OTH Regensburg

Modular von der HAK + Praxis zum Bachelor
in 3 + 1 Semester
■ Betriebswirtschaft

HTL - Abschluss nachholen

Informatikolleg
■ IT NEU

DI (FH)
Ein Studium der HS Mittweida

Vom Ing. zum Dipl.-Ing. (FH)

in 2 Jahren mit Fernstudienelementen

- Wirtschaftsingenieurwesen
- Maschinenbau
- Elektrotechnik
- Bauingenieurwesen

geführt von Ingenium Education ein Studium der HTWK Leipzig

STUDIENSTARTS MÄRZ 2021

IN GRAZ & AN ÜBER 30 WEITEREN STANDORTEN

- Volle Berufstätigkeit während des Studiums
- Einsatz von Fernstudienelementen
- Über 6.000 Absolventen/-innen
- Studienzeitverkürzung durch Anrechnungen möglich

Studierende zum „Covid-19-Distance Learning“:

„Ich finde die Online-Lehre sehr gut! Außerdem bleibt man im Lernmodus!“

Christina S., Studentin Betriebswirtschaftslehre

office@ingenium.co.at
T.: +43 316 82 18 18
www.ingenium.co.at

Ingenium Education

info@aufbaustudium.at
T.: +43 3172 603 4020
www.aufbaustudium.at

Studien- & Technologie Transfer Zentrum Weiz

Briefkasten

Interview mit Melisa Erkurt

FRANZ

Das Megaphon kaufe ich regelmä- ßig. Ein Interview in der Dezemberausgabe hat mich ziemlich irritiert. Sie bringen von Melisa Erkurt den Satz: „Lernt Deutsch, um euch über Österreich zu beschweren, nicht weil ein Politiker euch das vor- schreibt.“ Seit 5 Jahren begleite ich Flüchtlingsfamilien aus Sy- rien, aus Afghanistan.

Zurzeit begleite ich eine Familie mit drei Kindern aus dem Irak. Anfang Oktober bin ich mit dieser Familie nach Innsbruck gefahren, denn sie hatten dort einen Termin am Bundesverwaltungsgericht. Es gibt viele Menschen, die sich um Integration bemühen. Das Zitat von Frau Erkurt kann ich nur als Zynismus verstehen und hoffen, dass es für sie auch an- dere Motive gibt, Deutsch zu lernen.

Wofür mir aber ein Verständnis schwerfällt, warum die Redaktion diesen Satz so auffällig positio- niert. Ein Tunnelblick wäre eine Erklärung.

Re: Interview mit Melisa Erkurt

JULIA REITER,
MEGAPHON

Danke, dass Sie sich so engagieren und geflüchtete Menschen unterstützen – ge- rade bei so unangenehmen Wegen wie zum Gericht!

Was Ihre Kritik an dem Zitat angeht, kann ich natürlich nicht für Melisa Erkurt sprechen. Zudem weisen wir auf der letz- ten Seite unseres Magazins stets darauf hin, dass die in Gastbeiträgen geäußerte Meinung nicht mit jener der Redaktion übereinstim- men muss. Allerdings möchte ich mich nicht hinter dieser Floskel verstecken. Tatsächlich stimme ich persönlich Frau Erkurt nämlich weitgehend zu.

Aus dem Kontext gerissen, mag das Zitat provokant wirken. Dahinter verbirgt sich jedoch meinem Gefühl nach weit mehr als der bloße Wunsch aufzuregen. Anstatt darauf einzugehen, was Melisa Erkurt da-

mit wohl sagen wollte, frage ich mich, warum dieses Zitat bei vielen unserer Leser_innen – auch bei jenen, die sich grundsätzlich für Geflüchtete einsetzen – auf derartige Abwehr stößt. Ich frage mich, ob es vielleicht etwas damit zu tun haben könnte, dass wir „Ein- heimische“ eine sehr konkrete Vorstellung



davon haben, wie sich Menschen zu verhalten haben, die nach Österreich flüchten oder im- migrieren, und noch nicht annähernd erfüh- len konnten, was es bedeuten kann, regelmä- ßig – bewusst oder unbewusst – gedemütigt, diskriminiert und erniedrigt zu werden.

Geflüchtete sollen vor allem demütig und dankbar sein und all ihre Energie dar- auf verwenden, sich zu integrieren. Immerhin können sie doch froh sein, dass sie hier einen Platz gefunden haben, oder etwa nicht?! Wozu Melisa Erkurt ermutigen möchte – nämlich das Entstehen migrantischer Kinder für ihre Rechte und Chancen trotz Migrationshinter- grund – steht in krassem Kontrast dazu. Es passt nicht in unser Bild von geflüchteten Menschen.

Was ich als zynisch empfinde: Wir halten Geflüchtete oft über lange Zeit in einer äußerst passiven Situation, verwehren ihnen Zugang zu Arbeit, machen sie von unserem Wohlwollen abhängig, nehmen ihnen jegliche Selbstbestimmtheit. Gleichzeitig erwarten wir von ihnen aktive Integration, gute Deutsch- fortschritte usw. Und wenn sie nun aktiv wer-

den und darüber hinaus Forderungen stellen oder sich über Ungerechtigkeiten im System äußern (wie es Frau Erkurt anregt), wird das als Zeichen von Undankbarkeit interpretiert. Geflüchtete oder immigrierte Menschen sind willkommen, solange sie in der demütigen Rolle von Bittstellern bleiben.

Dankbarkeit auf indivi- dueller Ebene – wenn Sie zum Beispiel ehrenamtlich eine Fa- milie zum Gericht begleiten – ist schön und wichtig und wird jenen Menschen, die sich enga- gieren, hoffentlich auch zuteil. Auf systemischer Ebene sehe ich das anders. Es gibt zahl- reiche Fluchtursachen, doch fast alle lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner zurück- führen: die zunehmende globa- le Ungleichheit zwischen Arm und Reich.

Nur durch Zufall sind wir in einem privilegierten Land geboren, das sich glück- lich schätzen darf, überhaupt in der Lage zu sein, über die

Aufnahme von Menschen diskutieren zu können. Wir profitieren von unserer Posi- tion auf Kosten anderer. Zudem nutzen wir diese Machtposition häufig aus, wägen nach ökonomischen Nutzen ab, wen wir „retten“ wollen und wen nicht, und schmücken uns anschließend mit den Federn des White Sa- viors („weißer Retter“). Das alles empfinde ich als zynisch, nicht etwa Melisa Erkurts Kommentar.

Ich persönlich begrüße Menschen wie Frau Erkurt, welche an den bestehenden Machtstrukturen rütteln. Gleichzeitig bin ich unendlich dankbar, dass es auch Menschen wie Sie gibt, die sich ehrenamtlich um einzelne Systemverlierer_innen kümmern. Ich denke, es braucht Menschen wie Sie, um nachhaltig etwas in dieser komplexen und ungerechten Welt, in der wir leben, zu ändern.

Ich hoffe wirklich sehr, dass ich Ih- nen einen Einblick darin geben konnte, was sich hinter dem „Tunnelblick“ befindet, und, dass wir Sie auch weiterhin als (kritischen) Leser behalten dürfen. Vielen Dank für Ihr Engagement!

Re: Re: Interview mit Melisa Erkurt

FRANZ

Ich denke, Sie verstehen mein Er- staunen über das Zitat von Melisa Erkurt am hervorgehobenen Platz. Auch das Interview im ORF habe ich gesehen. Was mich aber dennoch erstaunt ist, warum Frau Erkurt für das Lernen von Deutsch eine – für mich – negative Motivation verwendet. Ich war lange als Pädagoge in verschiedensten Berei- chen tätig und habe immer erfahren können, dass es besser ist, positiv zu motivieren. Ich kann mir gut vorstellen, dass ein Lehrling oder Anfänger in einem Betrieb keinen gu- ten Start hat, wenn er sich allzu kritisch zu Wort meldet.

Kritik wird sicher auch notwen- dig sein, aber zu Beginn ist es gut, seine Sprachkenntnisse zum Lernen zu verwen- den. „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ gilt auch für Österreicher, mein Studium habe ich mir auch mit manueller Arbeit verdient – auch im Ausland.

In unserem Pfarrhof waren zur Zeit des Krieges in Jugoslawien auch Flüchtlin- ge aus Bosnien untergebracht. Einem Sohn dieser Familie haben wir einen Lehrplatz als Installateur vermittelt. Er hat sich inzwi- schen selbständig gemacht und ist Chef des eigenen Unternehmens. Die Sprache war für ihn auch der Weg zum Erfolg.

Der Gerichtstermin in Innsbruck, zu dem ich unsere Migrantenfamilie beglei- tet habe, war sehr aufschlussreich. Ich habe den Richter als sehr kompetent und fair er- lebt. Er hat aber auch die Schwächen beim Erwerb der Sprache sehr konsequent auf- gezeigt und intensiv geworben, hier nachzu- bessern. Auch dieser Richter hatte natürlich konkrete Vorstellungen, wie sich Menschen zu verhalten haben, die nach Österreich flüchten. Er wollte ihnen aber auch die Illu- sion nehmen, dass es ohne eigene Anstren- gungen gelingen kann, hier Fuß zu fassen. Es hilft wenig, wenn wir Menschen vor der Realität bewahren wollen. Sie sollen auch nicht in einer „Blase“ landen. Den ältesten Sohn „unserer“ Familie konnte ich in einer der besten Grazer Mittelschulen für IT- Kenntnisse unterbringen. Er lernt gut, fühlt sich wohl und spornt so auch seine jüngeren Geschwister an.

Ich engagiere mich für Lateiname- rika. Wir alle tragen hier in Europa Verant- wortung dafür, wie sich die Völker des Sü- dens entwickeln. Auch unsere Geschichte erinnert uns daran. Es stimmt natürlich, dass es ein gewaltiges Privileg ist, in Euro- pa geboren worden zu sein. Im Taufschein meiner Großmutter aus 1885 steht unter Be- ruf der Mutter: „Ledige Dienstmagd“. Das war ein schweres Minus. Es hat bedeutet, zu arbeiten und zu kämpfen, verzichten und oft neu anzufangen, denn zwei Weltkriege, Kri- sen und noch viel anderes waren zu „über- leben“. Das haben viele Menschen erlebt und es erklärt auch zumindest ein Stück weit den „Blick“ der Österreicher.

Natürlich bleibe ich dem Mega- phon treu! Außerdem freue ich mich immer auf die Begegnungen mit dem sehr sympa- thischen Verkäufer.

Gendergerechte Sprache

MANFRED

Ich lese das Megaphon regelmäßig und unterstütze damit dieses interessante Sozialprojekt. In letzter Zeit habe ich Pro- bleme mit der gendergerechten Sprache. Ich bin der Meinung, dass Mehrzahlwörter generell nicht gegendert werden müssen, denn nur selten ist von einem Geschlecht die Rede, wenn man von Lehrern, Polizisten, Feuerwehrleuten etc. spricht. Schlimm wird es aber, wenn in einem Artikel über eine ra- dikale Polizeigruppe in Nigeria (SARS) kon- sistent gegendert wird, mit Ausnahme der Personen dieser Polizeigruppe. Ich bitte Sie daher, mit diesem Unfug aufzuhören und die deutsche Sprache in eine leichter lesbare Form zu bringen.

Die Art, wie Sie gendern, wird auch dem inzwischen in Österreich anerkannt- en dritten Geschlecht nicht gerecht. Daher übertreiben Sie das *_Innen nicht in unnöti- ger Weise.

RE: Gendergerechte Sprache

JULIA, MEGAPHON

Gerade bei diesem Thema gehen die Meinungen sehr häufig auseinander. Wir wol- len uns keineswegs anmaßen, hier den „richti- gen“ Weg gefunden zu haben. Ich muss Ihnen ehrlich gestehen, als Autorin und sprachaffi-

→ SIE WOLLEN UNS ETWAS MITTEILEN? Wir freuen uns stets über Zuschriften unserer Leser_innen: megaphon@caritas-steiermark.at oder an Megapohn, Mariengasse 24, 8020 Graz

ne Person bin ich mit dem von uns gewählten Gendering sogar alles andere als glücklich.

Als Frau muss ich Ihnen jedoch sa- gen, dass es leider notwendig ist. Frauen wer- den beim Verwenden der männlichen Form leider nicht einfach „eh mitgemeint“. Durch Sprache entstehen Bilder in unseren Köpfen, welche häufig nicht mit der Realität überein- stimmen. Gendergerechte Sprache kann da- bei helfen, Stereotype aufzulösen. Aber: Wir tüfteln gerade über einer neuen Variante, die wir im März schon im Heft haben werden.

Ihre Kritik an unserem Gendering der „Polizisten“ in unserem „EndSARS“-Ar- tikel finde ich völlig berechtigt. Da ist uns tat- sächlich ein Fehler unterlaufen. Da die Polizei ein männerdominierter Bereich ist, haben die stereotypen Bilder in unseren Köpfen wohl unbewusst zu dieser Wortwahl geführt.

Lob und Input zu Kalender 2021

BETTINA

Zuerst einmal ein großes Lob an eure (wieder) sehr gelungenen Kalender. Ich nutze sie seit Jahren und es ist echt ein Kalen- der, der total meine Ansprüche bedient! Und dann noch so schöne Motivcover – einfach traumhaft. Ein kleines Feedback hätte ich al- lerdings: Mir gefallen die farbigen Seiten sehr gut, allerdings fände ich es super, hätten sie trotzdem Zeilen (wie bspw. im Kalender 2019). Bunte Seiten mit Zeilen wären echt das Sahnehäubchen :)

Lob und Input zu Kalender 2021 (2)

SASKIA

Gerade hab ich meinen – bereits Anfang November gekauften – Kalender ausgepackt und mich sehr gefreut über die Farben und über die Extraseiten für Träume, Notizen, Visionen ...

DANKE vielmals dafür! Eine Bitte habe ich für den Kalender 2022: Es wäre so hilfreich, wenn der Jahresüberblick für das nächste Jahr (am Ende des Kalenders) so ge- staltet wäre wie der Überblick über das ak- tuelle Jahr, wie er am Anfang des Kalenders abgedruckt ist. Also mit der Möglichkeit, zu jedem Tag etwas dazuzuschreiben. Vielleicht erreicht Sie diese Bitte rechtzeitig und es wäre möglich, diese Anregung in die Gestaltung des Kalenders 2022 aufzunehmen.

Ausgesprochen ...

... ist der Titel der neuen Kolumne von Robert Bigler. Sein Leserbrief zu unserem Interview mit Melisa Erkurt im Dezember-Megaphon hat uns gleichermaßen berührt wie begeistert. Eine gekürzte Version erscheint an dieser Stelle als Start seiner ab sofort regelmäßig erscheinenden Textbeiträge.

ILLUSTRATIONEN: KRISTINA KURRE



↑
ROBERT BIGLER
(* 1968 in Rottenmann) lebt als Dolmetscher/Übersetzer in der Südsteiermark, reist leidenschaftlich gerne und ist der Inbegriff eines Bücherwurms. Im Megaphon lässt er seinen Gedanken zur faszinierenden Welt der Sprachen freien Lauf.

In der letzten Ausgabe des Megaphons erschien ein Interview mit Frau Melisa Erkurt, dessen Inhalt mich zum Teil sehr betroffen machte. Die von Frau Erkurt behandelten Themen sind wichtig, ich würde sogar sagen, dass sie für eine positive Entwicklung einer Gesellschaft fundamental sind. Gerade aus diesem Grund finde ich es schade, dass sie sich in Widersprüche verstrickt, auf die sie offenbar so gut wie nie von ihren Interviewpartner_innen hingewiesen wird, und ein Bild einer geradezu feindseligen Mehrheitsgesellschaft zeichnet.

Sie behauptet, keinen Keil in die Gesellschaft treiben zu wollen, tut aber genau das, wenn sie auf sehr plakative und geradezu schmerzlich verallgemeinernde Weise zugewanderten Menschen und/oder deren Nachfahren den Ratschlag gibt: „Lernt Deutsch, um euch über Österreich zu beschweren ...“ Nicht einmal im Ansatz lässt sie den Gedanken zu, dass es vielleicht auch gut funktionierende Beziehungen zwischen Zugewanderten und Einheimischen gibt – wie auch immer man jetzt diese Begriffe genau definieren mag.

Das Narrativ der bösen Mehrheitsgesellschaft und der an den Rand der Gesellschaft gedrängten Minderheit ist eines, das sich offensichtlich gerade jetzt sehr leicht unter dem Vorwand, etwas gegen die Ungerechtigkeiten in unserer Gesellschaft

unternehmen zu wollen, an den Mann bzw. die Frau bringen lässt. Menschen sollten, um auf den obigen Ausspruch von Frau Erkurt zurückzukommen, nicht Deutsch lernen, um sich über Österreich beschweren zu können, sondern um in diesem Land aktiv mitgestalten zu können. Um sich gegen Ungerechtigkeiten wehren zu können, aber auch um auf all das, was gut funktioniert, hinweisen zu können. Frau Erkurt zeichnet ein Bild einer Gesellschaft, in der sich zwei Gruppen an von ihr in zahllosen Kommentaren und Gastbeiträgen gezeichneten Frontlinien gegenüberzustehen scheinen. Und sie weiß offenbar auch, wer die Guten und wer die Bösen sind. Damit wirkt sie aktiv an der Förderung eines Lagerdenkens in



der Gesellschaft mit, das sie an anderer Stelle zu bekämpfen vorgibt. Sie behauptet in vielen ihrer Kommentare sehr selbstsicher, ihre Schlussfolgerungen seien die einzig richtigen, habe sie doch schließlich praktisch aufgrund ihrer Geburt in eine Migrantenfamilie die absolute Legitimation erhalten, darüber zu urteilen, was in der Migrationspolitik in unserem Land schiefläuft.

Der Argumentationslinie von Frau Erkurt folgend, dürfte sie niemals in meiner Gegenwart über die Diskriminierung von Homosexuellen sprechen. Sie dürfte auch nicht darüber sprechen, wie es jemandem wie mir in unserer Gesellschaft geht, der in einer Zirkus- und Schaustellerfamilie aufgewachsen ist und dessen Großeltern aus Tschechien, Ungarn und dem ehemaligen Jugoslawien in von Pferden gezogenen Holzwohnwagen zugewandert sind. Wie soll sie denn als Frau verstehen, wie ich mich als junger schwuler Mann auf dem Land gefühlt habe, dem man als so genanntem „reisenden Schüler“ immer wieder mal „Zigeuner“ nachgerufen hat, weil er eben in keinem Haus, sondern in einem Wohnwagen aufgewachsen ist?

Und genau diese Denkweise ist es, die unsere Gesellschaft kaputtmacht. Dieses ständige Identifizieren mit einer bestimmten Gruppe und das gleichzeitige Ausschließen des Rests der Gesellschaft, dem ich jegliche Kompetenz und sogar Bereitschaft abspreche, an der Lösung der Probleme, unter denen ich leide, mitzuwirken. Im Gegensatz zu Frau Erkurt empfinde ich aber Dankbarkeit vielen Menschen in unserem Land gegenüber, trotz so mancher schlechter Erfahrung. Es gab und gibt weiterhin sehr viele positive Begegnungen, gerade mit Menschen, die eine andere gesellschaftliche Biographie aufweisen als ich. Ich bin dankbar gegenüber den Menschen, die ein Schulsystem geschaffen haben, in dem jemand, der mit seinen fünf Geschwistern und seinen Eltern in einem Wohnwagen von gerade einmal 15 Quadratmetern aufgewachsen ist (bis meine Eltern in späteren Jahren ein Haus bauen konnten), die Möglichkeit bekam, nicht nur die Pflichtschule, sondern auch eine höhere weiterbildende Schule und schließlich eine Universität zu besuchen. Mein Vater hatte – aufgrund der



Kriegswirren und anderer Umstände – lediglich ein Jahr die Volksschule besucht, musste sich das Lesen und Schreiben selbst beibringen, meine Mutter hatte das Glück, zumindest die Pflichtschule absolvieren zu können. Beide sind leider bereits verstorben, aber sie konnten miterleben, wie alle ihre sechs Kinder in einem Land aufwachsen durften, in dem ihnen – trotz mancher Anfeindungen und Hindernisse – ein Aufstieg in der Gesellschaft ermöglicht wurde.

Integration bedeutet, dass man Teil eines Ganzen wird, in welchem man die Rechte aller anderen genauso achtet, wie man seine eigenen Rechte gewahrt sehen will. Das heißt im Alltag dann unter anderem, dass ein Kopftuch in einer Klasse genauso wenig ein Problem sein darf wie ein offenes schwul lebender Lehrer. Und hier zeigt sich schon, wie brüchig die Argumentationslinie von Frau Erkurt ist. Davon, dass es, gerade von muslimischer Seite, viele Anfeindungen gegenüber Homosexuellen im schulischen Umfeld, und darüber hinaus, gibt – und davon kann ich auch aus eigener Erfahrung berichten –, ist bei Frau Erkurt keine Rede. Wie denn auch? Für Frau Erkurt gibt es nur den Kampf der Migrant_innen gegen das vermeintliche Establishment, das sich ausgeklügelte Mechanismen der Unterdrückung und Erniedrigung für die Zugewanderten ausgedacht zu haben scheint. Ein Schwarz-

Weiß-Denken, wie es in seiner Deutlichkeit bedrückender nicht sein könnte.

Ich bin seit rund 25 Jahren als Dolmetscher und Übersetzer tätig (auch als Freiwilliger für Menschen mit Arabisch, Persisch und Russisch als Muttersprache). Ich habe viel Zeit im Ausland verbracht, auch in muslimischen Ländern, in denen ich großteils mit einer beinahe unbeschreiblichen Gastfreundschaft aufgenommen wurde – auch von Leuten, die über mich und meinen Lebenspartner Bescheid wussten. Diese Dualität, dieses Miteinander von Menschen, dieses Weltbild scheint bei Frau Erkurt nicht zu existieren.

Es geht nicht darum, einer bestimmten Gruppe von Menschen aufgrund ihrer religiösen oder sonstigen Zugehörigkeitsmerkmale die Schuld an Problemen in unseren Gesellschaften zu geben. Es geht darum, Menschen unterschiedlicher Hintergründe zusammenzuführen, ihnen Wege und Mittel aufzuzeigen und bereitzustellen, ihr Leben frei von Zwängen und in Selbstbestimmung zu gestalten, ohne dabei die Rechte anderer einzuschränken. Das wäre unser aller Aufgabe. Und vor allem die Aufgabe von Menschen, die sich auf die Fahnen heften, etwas für den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft zu tun. Genau diese Aufgabe erfüllt Frau Erkurt meines Erachtens aber nicht.



M I C H I

spazierte mit dem
Megaphon-AutorChristian Albrecht durch
das winterliche Graz.

Über soziale Kälte ...

... wird zu wenig gesprochen. Auch im kältesten Monat des Jahres, dem Jänner. Christian Albrecht hat sich mit Michi auf einen Spaziergang getroffen. Und das Porträt eines Menschen aufgeschrieben, den die Kälte bis heute begleitet – physisch wie psychisch. Denn Michi lebte knapp sieben Jahre lang in einem Zelt unter einer Brücke. Bis Dani wieder in sein Leben trat – und er neuen Mut schöpfte.

TEXT: CHRISTIAN ALBRECHT
FOTOS: PETER PATAKI

„Es ist einmal ein Anfang“, sagt Michi und sieht sich um. Er sitzt auf einem Sessel am kleinen Tischlein in der Ecke, vor sich ein Bett mit Blick auf den Fernseher. Das Vorzimmer führt vorbei an einer kleinen Küche und einem kleinen Badezimmer. Ein Bild, welches für Michi vor einem Jahr noch völlig unvorstellbar gewesen wäre. Heute darf er diese 22 Quadratmeter sein Zuhause nennen. „Die Panik war da, dass es in der Wohnung wieder nicht klappt“, sagt Michi. „Darum habe ich auch eine ganz kleine genommen, damit ich nicht zu viel Raum habe. Es braucht so viel Zeit. Es ist nicht leicht nach sieben Jahren unter der Brücke.“

Wir lassen den Sozialbau hinter uns und gehen los. Es ist ein kalter, verregneter Montag. Heute wohnt Michi in einer Kontingentwohnung, zur Verfügung gestellt von der Sozialabteilung für Notfälle der Stadt Graz. Noch vor acht Monaten war er Witterungen wie diesen gnadenlos ausgesetzt. „Bei Regen bin ich unter der Brücke gesessen und habe gewartet, bis die Zeit verstreicht“, erzählt Michi. Vor der Kälte hingegen gab es kein Entkommen. „Oft war es so kalt, dass ich an einem Punkt angekommen war, wo ich die Kälte gar nicht mehr spüren konnte.“ Selbst Baumwollsocken, drei Leiberl, vier Westen und drei Schlafsäcke halfen nicht. „Der Winter auf der Straße ist furchtbar. Dieses Kältegefühl in den Fingern habe

ich heute noch“, sagt Michi und tastet mit seinem Daumen die restlichen Finger seiner Hand. „Es fühlt sich an wie gefroren.“

Die tauben Fingerspitzen sind nicht die einzigen bleibenden Folgen, mit denen Michi zu kämpfen hat. Die Schlaflosigkeit begleitet ihn so beständig wie uns der tosende Verkehrslärm, während wir den Karlauergürtel hinunterspazieren. „Am Tag konnte ich wegen des Straßenlärms sowieso nie schlafen, aber auch in der Nacht habe ich nur gedöst“, erzählt Michi. „Bei all den Sachen, die mir passiert waren, hatte ich automatisch eine Alarmanlage in mir drin.“

„Jeder kann in so ein Loch fallen“

Nicht aber die eiskalte Faust der Natur, sondern menschliche Gewalt war es, die ihn ein paar Mal fast das Leben kostete. „Einmal haben sie mir einen Stein runtergeschmissen“, erzählt Michi und zündet sich einen „Tschick“ an. „Wäre ich da im Zelt dringegen, hätte der Stein meinen Schädel zertrümmert. Ein anderes Mal hat jemand eine Flasche mit Sprengstoff rübergeworfen – es hat das ganze Zelt zerrissen.“ Dass sich Michi bei diesen beiden Attentaten gerade nicht an „seinem“ Platz unter der Brücke befand, war schlichtweg pures Glück. Denn außer zum wärmenden Spaziergehen an kalten Tagen ließ er sein Zelt kaum aus den Augen.



M I C H I S A G T :

„Der Winter auf der Straße ist furchtbar. Dieses Kältegefühl in den Fingern habe ich heute noch.“

„Ich konnte keine zehn Minuten zum Hofer gehen, weil schon etwas gestohlen oder hingemacht wurde“, sagt Michi. In sechseinhalb Jahren baute Michi acht Zelte auf, acht wurden zerstört. Dennoch musste Michi täglich zum Supermarkt, Vorräte für mehrere Tage konnte er nicht kaufen. „Ich hatte lange Zeit keine Möglichkeit, Essen sicher aufzubewahren. Die Ratten sind von allen Seiten gekommen“, erzählt Michi, der sich finanziell mit einer Pension in Höhe der Mindestsicherung über Wasser hielt.

„Es muss einmal eine Welt geben, wo die Menschen verschwinden, die ständig anderen etwas antun“, hofft Michi, während wir durch den Augarten schlendern. „Die Leute vergessen, dass jede_r in so ein Loch fallen kann. Das kann von einem Tag auf den anderen passieren. In dieser Situation ist es ist die menschliche Kälte, die wirklich wehtut. Wenn du unter der Brücke wohnst, kannst du eh nicht weiter runter, du bist der letzte Dreck. Und trotzdem musst du seelische und körperliche Schläge aushalten.“ Michi nimmt den letzten Zug seiner Zigarette, dann zieht er sich wieder die Maske über das Gesicht. Der Schmerz in seinen Augen bleibt.

„Dani hat verhindert, dass ich ins Leere falle“

Es war der 1. August 2013, als es Michi zu viel wurde und er aus der Gemeindewohnung auszog. „Mir war alles wurscht“, erinnert sich Michi. „Ich habe angefangen zu zelteln und mir gedacht, ich schau einmal, was passiert.“ An zwei anderen Orten probierte er es zuvor, bis schließlich am 1. Dezember desselben Jahres der Platz unter der Brücke zu seinem Zuhause wurde. Aus Wochen wurden Monate, aus Monaten sechseinhalb Jahre. „Alles, was vor mir war, habe ich wie einen Stein weiter und weiter gerollt. Er ist immer größer geworden.“ Doch Michi hat einen Weg zurück gefunden, auch wenn er noch so steinig war – und er ging ihn nicht allein.

„Ich war schon so tief unten, dass ich gar nicht mehr wollte“, erzählt Michi. „Doch die Dani hat mich ermutigt. Sie hat verhindert, dass ich ins Leere falle.“



Dani begleitet uns auf unserem Spaziergang, sie ist Michis Vertrauensperson, für ihn „wie eine Schwester“. „Wir waren früher in einer gemeinsamen Clique“, erzählt Dani. Seit über 15 Jahren kennen die beiden einander, doch irgendwann verloren sie sich aus den Augen. „Bis ich im Herbst 2019 einen Artikel in der Zeitung gelesen habe, wo sie über den Michi berichtet haben. Dann habe ich ihn besucht.“

Beide hatten sie Angst, was sie erwarten würde. Unbegründet, wie sich später herausstellen sollte. „Denn nach einem Gespräch auf Augenhöhe wusste ich, dass es den Michi von damals noch gibt“, erzählt Dani. Plötzlich hatte Michi wieder jemanden in seinem Leben, nachdem er in den Jahren zuvor so gut wie alle sozialen Kontakte verloren hatte. Fast täglich besuchte Dani ihren alten Freund seither. „Oft sind wir bis nach Mitternacht unter der Brücke zusammengesessen. Sieben Monate und sehr viele Gespräche habe ich gebraucht, bis der Michi so weit war, dass er in eine Wohnung geht.“

„Du bist eine Nummer“

Zwei einschneidende Erlebnisse im Februar 2020 gaben schlussendlich den Ausschlag für den entscheidenden Schritt. „Da hatte der Michi ein ziemliches Tief, da war es auch für mich schwierig, an ihn heranzukommen“, blickt Dani zurück. „Ich habe im-



↑
DANKBAR
ist Michi seiner Vertrauensperson
Dani (rechts am Bild), die ihn da-
bei unterstützte, den Weg zurück
in eine feste Unterkunft zu finden.

←
EIN HANDYFOTO
zeigt eine Momentaufnahme aus
Michis Leben unter einer Grazer
Brücke.



mer gespürt, wenn es dem Michi nicht gut ging. Einmal bin ich in der Früh dann aufgewacht und habe mir gedacht, ich muss zum Michi.“ Danis Gespür täuschte sie nicht, Michis Platz war verwaist. „Sie haben mich in die Nervenklinik gebracht“, erzählt Michi. Grundlos, wie er meint. „Egal, ob du die Wahrheit sagst, oder nicht: Du bist ein Nichts in dem Zustand. Du bist eine Nummer. Das tut doppelt weh.“ Zurück unter der Brücke kam das Fass dann schließlich zum Überlaufen. „Ich habe dem Michi damals Boxen gekauft, wo er seine Lebensmittel reingeben und vor den Ratten schützen kann“, erzählt Dani. „Die haben sie in die Mauer runtergeschmissen.“ Und nicht nur das – der ganze Platz war verwüstet. Michis Entschluss war endgültig gefasst: „Es gab immer wieder Situationen wie diese, aber nicht in dieser Größenordnung. Alles war zerfetzt. Das hat mich dermaßen grantig gemacht, dass ich mir gesagt habe, jetzt reicht es mir. Es hat mich nicht mehr interessiert, der Spielball für Gewalt und Kriminalität zu sein.“

Wir nähern uns der Altstadt. An einer Ampel holt Michi eine Cola-Flasche aus seiner Camouflage-Jacke und nimmt einen großen Schluck. „Mir ist schon ganz warm“, sagt er, obwohl der Thermometer am Handy Temperaturen nahe der null Grad anzeigt. Knapp eine Dreiviertelstunde sind wir schon zu Fuß unterwegs. Dani geht es gleich. Wie auch in den letz-

ten Monaten war sie bei diesem Spaziergang immer an seiner Seite. „Wir sind wie eine Familie“, sagt Michi, wissend, dass er ohne sie nicht dort wäre, wo er jetzt ist. Dennoch: „Ich habe damals noch drei Monate gebraucht, um zu realisieren und zu akzeptieren, dass ich in eine Wohnung gehe, obwohl sie schon bezugsfertig war. Wenn man selbst nicht will, kommt man niemals auf diesen Weg, den ich gegangen bin. Auch wenn es ein beinhardter war.“

„Das Gute kann alles“

So viel Leid Michi in den vergangenen Jahren auch erfahren musste, war Dani nicht die Einzige, die ihn auf diesem langen Weg unterstützt hatte. „Es gab immer wieder Leute, bei denen ich mir niemals gedacht habe, dass die zu einem Obdachlosen unter der Brücke kommen und ihm mit ein bisschen Geld helfen“, erinnert sich Michi. „Dabei geht es gar nicht um das Geld. Es geht darum, dass sie von sich aus zu mir gekommen sind. Ich habe erst lernen müssen, das anzunehmen. Am Anfang habe ich immer gesagt: ‚Danke, das ist lieb, aber Sie müssen mir nichts geben.‘ Und sie haben es trotzdem getan. Das hat mich noch mehr aufgebaut und berührt, weil es mir gezeigt hat, dass es den Leuten doch nicht wurscht ist.“

Plötzlich wird Michis Stimme ganz hoffnungsvoll. „Es gibt eine Familie, die die letzten drei Jahre im-

mer pünktlich am 23. Dezember zu mir gekommen ist“, erzählt er mit einem Leuchten in den Augen. „Immer genau auf den Tag, sie haben nie auf mich vergessen. Und obwohl es dieses Weihnachten wegen des Virus nicht ging, haben sie mir ein Paket per Post geschickt. Was das Gute ausmacht, ist so viel mehr, als das Böse jemals ausmachen kann. Das Gute kann alles, da gibt es keine Grenzen.“

Wir wechseln wieder die Flussseite. Auf den letzten Metern verebbt das Gespräch. Schließlich sind wir da. Michis „alte Wohnung“ liegt nicht irgendwo, sie liegt im Herzen von Graz. Hunderte Menschen kommen täglich hier vorbei, blind für das, was vor ihnen liegt. Es ist ein Platz tausender Geschichten, die nur Michi und die Graffiti auf dem Brückenpfeiler kennen. Selbst wenn diese sie erzählen könnten, sie würden wohl trotzdem schweigen. Denn Michis Leben ist für alle, die es nicht erlebt haben, schlichtweg nicht greifbar.

„Ich bin wie ein Pendel“

„Von diesem Fleckerl sieht man die Welt anders“, fasst es Michi zusammen. Es steht wieder ein kleines Zelt am rechten Murofer unter der Keplerbrücke. Michi glaubt zu wissen, wem es gehört, will aber nicht weiter darüber sprechen. „Das Ziel des Lebens ist nicht, unter einer Brücke zu sein“, sagt er. „Diesen

Weg bin ich gegangen, bis zum Ende, wo es aus war. Denn es ist aus. Es ist eigentlich kurz vor dem Sterben. Du hast nichts anderes mehr zu erwarten. Du weißt, vor dir liegt nur noch der Tod.“

Mit 43 Jahren hat es Michi geschafft, dieser Sackgasse zu entkommen – und will damit den vielen anderen Menschen, die in Graz ohne Obdach leben, Mut geben. „Ich kann nur hoffen, dass die Leute aufwachen. Es kann nicht einer allen helfen.“ Michis Kontingentwohnung läuft im April aus. Er hofft, fürs Erste eine geringfügige Arbeit und eine Mietwohnung finden zu können. „Keiner kann von mir erwarten, dass ich innerhalb von acht Monaten picobello beieinander bin“, meint er. „Aber ich schaue, dass ich mich stabil halte. Ich bin im Substitutionsprogramm, ich arbeite alles auf. Ich bin wie ein Pendel, ich fange mich wieder ein. Wenn du sieben Jahre unter der Brücke gelebt hast, kann dich nichts mehr erschüttern. Mein Weg ist noch nicht zu Ende.“

→
CHRISTIAN ALBRECHT
hatte im Dezember die Idee,
Menschen in sozialer Notlage
im kältesten Monat des Jahres
zu begleiten und porträtieren.





Zsolt Berki

TEXT: CHRISTIAN ALBRECHT
FOTOS: PETER PATAKI

Zsolt Berki verkauft das Megaphon vor dem Spar in der Plüddemanngasse. Die Temperaturen im Winter hält er aus, aber die soziale Kälte bringt ihn manchmal um.
Morgen ist der Heilige Abend. Eine sechsstündige Autofahrt steht noch zwischen Zsolt Berki und den leuchtenden Augen seiner drei Töchter, die im slowakischen Dorf Hostice an der ungarischen Grenze bereits die Ankunft ihres Papas herbeisehnen. „Die ganze Familie kommt zusammen“, freut sich Zsolt schon auf die Weihnachtszeit. „Wir haben ein schwieriges Jahr hinter uns. Aber für die paar Tage vergessen wir das alles.“
Wir spazieren um den Parkplatz hinter

dem Spar. Es ist ruhig, der rasende Weihnachtsverkehr aus der Plüddemanngasse ist kaum zu hören. „Schon mein Vater hat in Graz Straßenmusik gemacht“, erzählt Zsolt. „So konnte ich in der Slowakei Jus studieren.“ Doch ein Schlaganfall seines Vaters änderte alles, die Finanzierung für die Familie fiel weg. Mit 23 Jahren musste Zsolt sein Studium abbrechen: „Ich hatte keine andere Möglichkeit, also bin ich nach Graz gekommen, um selbst Straßenmusik zu machen.“
Als Zsolt nach Österreich kam, sprach er kein Wort Deutsch. „Ich habe die Sprache auf der Straße gelernt“, sagt er – und das sehr gut. Alle zwei Wochen pendelt Zsolt seither zwischen Hostice

und Graz. Wenn er in der Steiermark ist, wohnt er im VinziNest oder bei seiner Schwester in Straßgang. Zsolt's eigentliche zweite Heimat ist aber der Spar in der Plüddemanngasse. Vor dem Supermarkt hatte er die Menschen, wie auch schon sein Vater zuvor, lange Zeit mit dem Akkordeon unterhalten – bis es zu Problemen kam. „Jemand hat mich ständig bei der Ordnungswache angezeigt“, erzählt Zsolt. „Gott sei Dank habe ich das Megaphon gefunden.“ Seit März verkauft er nun die Straßenzeitung. „Das Geld investiere ich in die Familie und in mein Studium.“ Denn zehn Jahre später hat Zsolt genug zusammengespart, um wieder studieren zu können. „Jus kann ich mir nicht leisten,

aber Musik war immer in mir drinnen“, sagt der 33-Jährige. „In zwei Semestern habe ich hoffentlich meinen Bachelor in Kontrabass und Klavier.“
Beim Spar gehört Zsolt mittlerweile schon zur Familie. „Hier in St. Peter habe ich eine echt große Freundschaft, die Menschen stehen hinter mir.“ Das zeigte sich auch, als Zsolt Probleme mit der Ordnungswache bekam: „Als ich eine Strafe bekommen hatte, ist die Spar-Leiterin zu mir gekommen und hat gesagt, ich soll ihr den Strafzettel geben. Sie hat ihn für mich bezahlt.“
„**Menschen wie ich haben keine andere Möglichkeit**“
Als Roma kennt Zsolt jedoch auch die hässliche soziale Fratze, die manche Menschen heutzutage immer noch zeigen. „Es gibt Tage, da kann ich grundlose Beleidigungen leicht wegstecken. Es gibt aber auch Tage, wo es wehtut“, sagt Zsolt. „Viele Leute haben ein schlechtes Bild von uns, von Menschen auf der Straße. Dabei kennen sie uns nicht – und was sie nicht kennen, davor haben sie Angst.“ Zsolt versucht dem entgegenzuwirken. „Viele, die schlechte Erfahrungen gemacht haben, merken nach einem kurzen Gespräch, dass man nicht alle in einen Topf werfen kann.“ Dieser Sinneswandel gelingt Zsolt aber nicht bei allen Menschen. „Letzte Woche habe ich jemandem gesagt, wie dankbar ich bin, dass ich mit Megaphon die Möglichkeit habe, etwas zu verdienen. Dann hat er plötzlich davon gesprochen, dass er sich kein besseres Handy leisten könne, weil die ganzen Menschen vom Ausland hierherkommen und die österreichische Bevölkerung ausnutzen.“ Die sonst so fröhliche Miene unter Zsolt's Maske verschwindet: „Menschen wie ich kommen nicht nach Österreich, um irgendjemanden auszunutzen oder weil es so toll ist, den ganzen Tag im Winter im Freien zu stehen. Menschen wie ich müssen hierherkommen. Menschen wie ich haben keine andere Möglichkeit.“
Die letzten Sonnenstrahlen küssen den Parkplatz hinter dem Supermarktplachdach. Der 23. Dezember wäre ein verhältnismäßig angenehmer Arbeitstag für Zsolt gewesen, die Temperaturen in den Tagen zuvor waren deutlich niedriger. „Physisch ist es oft echt schwierig“, sagt Zsolt. „Egal, wie wir angezogen sind,

nach einer gewissen Zeit wird es immer kalt. Aber das muss man aushalten.“
Seinen kältesten Moment erlebte Zsolt jedoch nicht auf der Straße, sondern im warmen Inneren eines Schuhgeschäfts. „Ich wollte mir Schuhe kaufen“, erzählt Zsolt. „Ich habe bemerkt, dass immer ein Verkäufer und ein Security hinter mir nachgegangen sind. Ich habe gefragt, ob es ein Problem gebe. Sie haben nicht einmal geantwortet, nur gelacht. Ich habe weitergesucht, aber sie waren immer noch hinter mir. Ich habe noch einmal gefragt, worauf sie nur gesagt haben: ‚Wir wissen schon.‘ Ich bin aus dem Geschäft gegangen, ohne Schuhe zu kaufen. Es war ein sehr schlimmes Gefühl. Ich habe in meinem Leben noch nie etwas gestohlen.“
„**Wenn ich meine Kinder anschau, kriege ich Kraft**“
Doch auch von solchen Erlebnissen lässt sich Zsolt nicht unterkriegen. „Wenn ich solche Personen treffe, bringt mich das manchmal um“, meint Zsolt. „Aber ich muss immer aufstehen und weitermachen. Ich muss zeigen, dass es nicht nur solche Menschen gibt, wie man sie in den Medien sieht.“ Wärme für diesen kalten Kampf findet Zsolt bei seiner Familie – bei seiner Frau und seinen Töchtern. „Wenn ich meine Kinder anschau, kriege ich Kraft“, sagt Zsolt. Alle zwei Wochen muss er sie jedoch aus seinen Augen lassen, um in Graz Geld zu verdienen. „Es ist nicht einfach, von der Familie wegzugehen. Auch nicht für meine Frau.“ Vivien, die mittlere Tochter, ist als Frühgeburt schwerbehindert zur Welt gekommen. „Sie braucht 24 Stunden Pflege am Tag – und

dann gibt es ja noch zwei andere Kinder.“ Vivien ist neun Jahre alt und auf den Rollstuhl angewiesen. „Wir hatten zuvor niemanden mit Behinderung in der Familie. Deshalb war es unverständlich für uns, als die Vivi geboren wurde“, blickt Zsolt zurück. „Es war eine sehr schwierige Zeit. Aber trotzdem bin ich dadurch so viel stärker geworden. Solche Kinder geben Eltern eine unglaubliche Energie. Menschen, wie die Vivi ist, sind Engel. Und ich habe einen Engel.“
Viviens Behinderung ist einer der Gründe, weshalb ein permanentes Leben in Österreich für Zsolt's Familie unmöglich wäre. „Vivi braucht regelmäßig Kontrolle, verschiedene Medikamente“, erklärt Zsolt. „Meine Frau spricht kein Deutsch. Wir müssen ganz genau verstehen, was uns die Ärzt_innen sagen. Außerdem ist Graz zwar sehr schön – aber es ist nicht meine Heimat. Ich möchte ein normales Leben leben – zuhause.“
Sechs Stunden stehen noch zwischen Zsolt und seinem Zuhause. Sechs Stunden noch, bis Zsolt seine Familie wieder in die Arme schließen kann. „Ich hoffe, dass ich so bleibe, wie ich bin“, formuliert Zsolt seinen Weihnachtswunsch bescheiden. „Und dass ich einen guten Abschluss an der Universität schaffe.“ Es wäre der finale Schritt zu Zsolt's Traum: in der Slowakei Musik zu unterrichten.

→
CHRISTIAN ALBRECHT
war einmal Zivildienstler im
Megaphon-Vertrieb. Seit 2019
ist er freier Redaktionsmit-
arbeiter beim Megaphon.



→
Z S O L T B E R K I
will sein Musikstudium
beenden – der Verkauf
des Megaphons hilft
ihm dabei.





↑
DIE INFANTIN TRÄGT
DEN SCHEITEL LINKS
ein Roman von Helena Adler
192 Seiten, € 20,00
ISBN 978-3-99027-242-8
Erhältlich beim Büchersegler
Mariahilferplatz 5, 8020 Graz
www.buechersegler.at

→ Die Infantin trägt den Scheitel links

Kein Heimatroman. Der Widerstand eines kleinen Mädchens vom Land. Flausen wie Perlen.

Schon der Klappentext ist kein gewöhnlicher und befeuert das Leseinteresse für den Titel: „Dass sie, die jüngste Tochter, das zarte Kind, den Bauernhof ihrer Eltern abfackelt, ist nicht nur ein Versehen, es ist auch Notwehr. Ein Akt der Selbstbehauptung gegen die Zumutungen des Heranwachsens unter dem Regime der Eltern, einer frömmelnden, bigotten Mutter und eines Vaters mit einem fatalen Hang zu Alkohol, Pyrotechnik und Esoterik. Von den älteren Zwillingsgeschwestern nicht zu reden, zwei Eisprinzessinnen, die einem bösen Märchen entsprungen sind und ihr, der Infantin in Stallstiefeln, übel mitspielen, wo sie nur können. Und natürlich fehlen auch Jäger, Pfarrer und Bürgermeister nicht in dieser Heuboden- und Heimatidylle, die in den schönsten Höllenfarben gemalt ist und in der es so handfest und herzlich zugeht wie lange nicht.“ Die Widerspenstige lebt in einem Dorf in Österreich. Der Hof wird vom Großelternpaar regiert. Als diese sterben, steht die Familie führungslos da. Erzählt aus der Sicht eines wütenden Kindes. Ein außergewöhnliches Debüt, das sowohl für den deutschen als auch für den österreichischen Buchpreis nominiert war.

GEWINNSPIEL



↑
GEWINNSPIEL
Liebe und Hass sind allgegenwärtig. Manchmal sogar gleichzeitig. Hast du eine Hassliebe? Teil uns mit, was du gleichermaßen liebst und hasst, und gewinne eine von drei CDs! Antwort per Mail an megaphon@caritas-steiermark.at. Stichwort: „Stimmgewitter“

→ Gemeinschaftlich im Wiener Stil

„Stimmgewitter Augustin & Friends“ heißt der Chor unserer Bruderstraßenzeitung Augustin. Die Kolleg_innen aus Wien stellten unlängst ihre CD mit dem Titel „LIEBE UND HASS“ vor. Acht Songs über große Gefühle.

Maria, Ernstl, Riki, Martin, Hömal und Mario heißen die Mitglieder der Stimmgewitter-Crew, die mit namhaften Künstler_innen der heimischen Independent-Musikszene einen bunten Mix aus Punk, Blues, Pariser Chanson und traditionellem Wienerlied zusammenstellte. Dabei waren zum Beispiel „Bo Candy & His Broken Hearts“, ein Quintett, das für seine Rock’n’Roll-Blues-Mischung bekannt ist, und „Der Schwimmer“, ein Hausprojekt betrieben von Klaus Tschabitzer. Auch das „Kollegium Kalksburg“, bestehend aus den drei Kapellmeistern Ditsch, Skrepek und Wizlsperger, und das Wienerlied-Dup „Die Strottern“ sind auf der CD vertreten. Produziert wurde „LIEBE UND HASS“ unter dem Plattenlabel „Konkord“. Die Illustration am Cover stammt von der Wiener Künstlerin Carla Müller. Bis man das Stimmgewitter Augustin wieder live erleben kann, dauert es noch, die CD kann man aber jetzt schon bestellen: mario.lang@chello.at (13,- Euro zzgl. 2,- Euro Versand).



FOTOS: ATELIER FEENZAUBER

Anja Schnider vom Atelier Feenzauber zeigt uns, wie man Wunscharmabänder selber knüpft. Und erklärt: „Immer ganz fest an deinen Wunsch denken beim Anlegen. Sollte sich eines Tages der Knoten lösen, pass auf, ob dein Wunsch in Erfüllung geht.“

WWW.ATELIER-FEENZAUBER.AT
WWW.FACEBOOK.COM/ATELIERFEENZAUBER/

DU BRAUCHST: Makrameeband
1 mm Stärke (3 Stücke à ca. 20 cm) •
Schmuck-Zwischenteile deiner Wahl
• kleine Glasperlen • Feuerzeug • leere
Klopapierrolle

Selber machen

→ Wunscharmband

- **1**
Makrameeband in 3 Stücke à ca. 20 cm zuschneiden.
- **2**
Fädle ein Makrameebandstück durch die Öse des Metallteiles und durch eine Glasperle. Danach machst du einen Knoten.
- **3**
Wiederhole den Arbeitsschritt mit dem zweiten Stück des Bandes auf der anderen Seite des Schmuck-Metallteiles.
- **4**
Nun legst du das Armband um eine Rolle Klopapier und sortierst die Bänder.
- **5**
Für den Verschluss nimmst du den dritten Teil des Bandes und führst es unter den beiden anderen Bändern durch.
- **6**
Nun hast du auf einer Seite eine Schlaufe und auf der anderen Seite beide Enden des Bandes.
- **7**
Nimm nun das Bandende, das weiter von dir entfernt ist, in die Hand, und führe es zuerst unter dem dir näheren Bandende durch. So entsteht ein Kreuz. Dann legst du es über die Bänder des Armbandes und steckst es in die Öse, sodass das Band unter der Öse herauskommt. Ziehe nun die beiden Enden fest.
- **8**
Nun ist die andere Seite dran. Du hast nun beide Enden auf je einer Seite liegen. Fädle das Band der rechten Seite unter den Bändern des Armbandes durch, damit wieder eine Öse entsteht. Das Band der linken Seite führst du unter dem Band der Öse durch. Um wieder ein Kreuz zu erhalten, lege es wieder über die Bänder des Armbandes, führe den Faden wieder in die Öse ein – und das Band erscheint wieder unter der Öse. Nun schön festziehen.
- **9**
Das machst du jetzt zwei- bis dreimal auf jeder Seite. Dann schneidest du die Enden knapp am Armband zu und brennst mit dem Feuerzeug die Enden ab. Abschließend kannst du die Bänder des Armbandes auf die richtige Länge kürzen und mit dem Feuerzeug abbrennen.

Wider die Herzlosigkeit

FOTOS: PRIVAT, DORO BLANCHE

Die Schauspielerin Katharina Stemberger hat geschafft, dass österreichische Medien wieder vermehrt über die unmenschlichen Zustände für Geflüchtete auf Lesbos berichten. Ein Gespräch übers Wegschauen und Nichtaufgeben.

Was sagt es über unsere Gesellschaft aus, wenn es Menschen wie Sie braucht, um die Zustände in Geflüchtetencamps wieder in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen?

→ Erstens einmal glaub ich, dass es immer alle braucht. Wir Künstler_innen finden aufgrund unseres Berufs mehr in der Öffentlichkeit statt und haben daher eine andere Reichweite. Abgesehen davon, bin ich aber auch einfach Bürgerin dieses Landes. Als solche habe ich im November vor einem Jahr von vermehrten Selbstmorden in Moria gehört. Menschen, die ihre Familie, Kultur und Sprache hinter sich lassen und nicht zu denen gehören, die elendig absaufen, haben mit 13 oder 14 Jahren eigentlich ihr ganzes Leben vor sich, wollen es aber freiwillig beenden. Das hat mich nicht mehr losgelassen. Gerade auch als Mutter eines Teenagers.

Also bin ich losgetrabt und habe versucht, den öffentlichen Diskurs aus der Erstarrung zu lösen. Es hat viel Geschick und Spin der Politik gebraucht, um die Hilfsbereitschaft in Österreich, die wir 2015 erlebt haben, nahezu ins Gegenteil zu verdrehen. Ich habe den Lockdown genutzt, um Menschen zusammenzubringen, die ähnlich denken wie ich. Und durch den Brand in Moria sind wir mit unseren Forderungen und Recherchen früher, als wir es vorhatten, an die Öffentlichkeit gegangen: Wir müssen Leute aufnehmen, war unsere Grundaussage. Und wir haben Platz – über 3.000 Plätze haben wir in unterschiedlichen Einrichtungen gefunden.

Ihre Initiative nennt sich „Courage“. Im Dezember sind Sie und der Innsbrucker Bischof Hermann Glettler mit Journalist_innen nach Kara Tepe gereist. Warum?

→ Es ging darum, dass wir als Gesellschaft begreifen, dass wir dort hingehen und -schauen müssen, wenn wir keinen LKW mit 77 Leichen haben wollen. Bemerkenswert war, dass unter den vielen Medien gerade die Kronenzeitung sehr aktiv war und eine Woche vor Weihnachten in einer Reportage in Kronebunt über die dramatischen Zustände vor Ort berichtet hat. Warum ich das betone: Ich glaube nicht, dass die Regierung in dieser Frage die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich weiß. Aber, was ich auch sagen möch-



↑ Katharina Stemberger vor Ort im abgebrannten Lager in Moria auf der Insel Lesbos.

te: Wobei es gar nicht um mich als Person geht. Jede_r hätte dorthin fahren können, um Zeugnis abzulegen.

Sie sagen, die Gesellschaft muss es begreifen. Tut sie das?

→ Wer ist diese Gesellschaft? Das sind wir alle, oder? Man kann sagen, ich sei nur Schauspielerin und solle lieber Filme machen, aber wir sind alle Zeitzeug_innen. Ich erinnere mich lebhaft, meine Großmutter mit 13 Jahren über den 2. Weltkrieg ausgefragt zu haben: Was hast du gewusst? Was hast du gemacht



und was nicht? Ich glaube, dass wir hier auf einer griechischen Insel und im Mittelmeer unsere europäischen Werte verhandeln, die wir aus bitteren Erfahrungen unserer Geschichte gelernt haben.

Sie sind auch Vorstandsvorsitzende des Wiener Integrationshauses, haben 2015 drei Familien mit Fluchthintergrund im Familienverbund betreut. Warum?

→ Es begann 2013 mit der großen Katastrophe vor Lampedusa mit über 300 Toten. Damals wurde so getan, als ob Flüchtlinge ein griechisches, italienisches und spanisches Problem wären. Die gesamte politische Hautevolee ist hingereist und ist ergriffen vor den Särgen gestanden, hat gesagt, so etwas dürfe nie mehr passieren. Dann waren Europawahlen,

das Thema wurde nicht gebracht, weil es hieß, es könne zu einem Rechtsruck führen. Der Rechtsruck kam trotzdem – und das Mittelmeer ist heute die tödlichste Grenze auf der ganzen Welt. Ich kann diese Situation nicht akzeptieren.

Welche Art der Unterstützung wünschen Sie sich für Geflüchtete? Oft denkt man, Volunteering wäre der edelste, direkteste Weg zu helfen, während unter den geflüchteten Menschen eigentlich viele kompetente Personen wären, die all diese Aufgaben gerne übernehmen würden.

→ Zunächst einmal: Auf europäischem Boden darf es solche Lager nicht geben, dort fängt die Diskussion an. Wir als Europäer_innen dürfen das einfach nicht zulassen. Jeder hat poli-

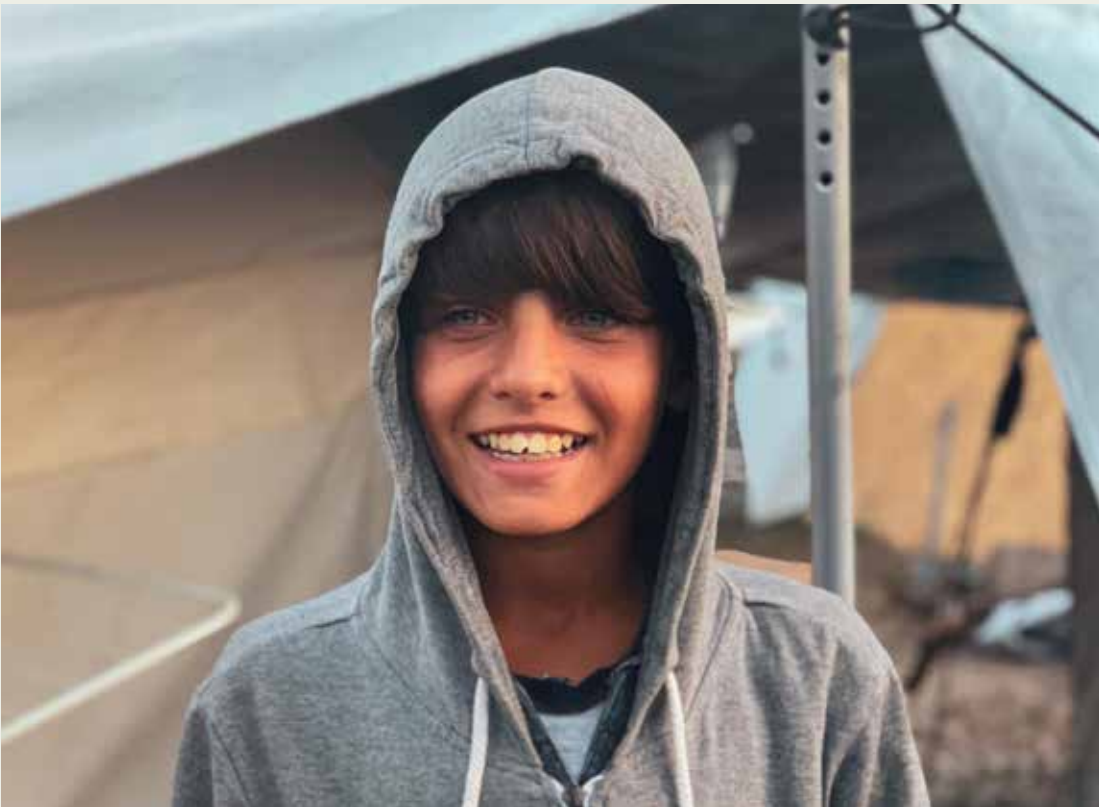


Zwei Kinder in Kara Tepe haben gerade vier Mahlzeiten von der NGO „Home for All“ erhalten.

tische Vertreter_innen seines Vertrauens und hat mehr Möglichkeiten, als alle paar Jahre ein Kreuzerl zu setzen. Man muss gemeinsam den Dialog suchen mit dem Grundverständnis dafür, dass wir die Genfer Flüchtlingskonvention nicht außer Kraft setzen können. Dort müssen wir anfangen, aber darüber hinaus gibt es unglaublich viele engagierte und effektive NGOs, die unterstützenswerte Arbeit leisten. Aber man muss auch hinschauen, wen man unterstützt. Das Volunteering, das Sie angesprochen haben, sehe ich auch nicht unkritisch. Manchmal helfen fünf Euro für Ärzte ohne Grenzen mehr als persönlicher, nicht-professioneller Einsatz. Das sehen wir auch im Integrationshaus – der erste Schritt zur Mitarbeit ist ein Buddykurs. Zwischen gutem Herz und wirklichem Helfen liegt manchmal ein gewisses Maß an Grundwissen.

Auf den ersten Blick wirkte es wichtig, vor Ort zu helfen. Es gibt aber auch Kritik daran: Umso besser die Lebensbedingungen der Menschen dort, desto mehr können sich Staaten zurücklehnen.

→ Ich sehe das auch zwiesgespalten. Es ist auf Lesbos so, dass die Ärzte ohne Grenzen verweigert haben, eine Station aufzubauen im Lager, um nicht Teil des Systems zu werden. Eines Systems, in dem Griechenland im Übrigen sowohl Täter als auch Opfer ist. Denn die Länder an der EU-Außengrenze haben – freund-



UNTERWEGS

mit Chia-Tyan Yang



CHIA-TYAN YANG (*1979, Taiwan) nennt sich Neo-Österreicherin mit MigrationsVORDERgrund, sie ist klassische Pianistin und schreibt auf Deutsch sowie Mandarin. Mit ihrem Mann, der Jurist und Hobby- Winzer ist, lebt sie in Graz.

„Schatz, ich habe Fernweh!“, klage ich. „Lass uns in die Südsteiermark zum Weingarten fahren“, schlägt mein Liebster vor, „ich kann vorfahren und das Haus mal vorheizen. Du kommst mit der Bahn nach und ich hole dich von Leibnitz ab.“ Begriffe wie Nähe und Ferne sind ja relativ und – wie sagt man es heute so schön – situationselastisch. Unser Bewegungsradius hat sich aufgrund diverser Corona-Maßnahmen sukzessiv verkleinert. So gesehen, kann man die Strecke Graz–Leibnitz durchaus als eine situationsbedingt berechnete Fernreise ansehen.

Um das Gefühl einer Fernreise zu intensivieren, wähle ich bewusst statt der üblichen S-Bahn den EuroCity-Zug, der aus Wien kommt und nach Zagreb fährt. Die Fahrtdauer meiner kleinen Fernreise beträgt genau 19 Minuten, die ich zelebrieren möchte. Ich hole meinen Lieblingstrolley aus dem Bettkasten und packe feierlich die typische Kurztripausstattung wie Zahnbürste, kleine Reisezahnpaste etc. ein. Obwohl es Freitag-nachmittag ist, sitzen nur vereinzelt Fahrgäste im Zug. Mit einer jungen Kroatianerin, die mich freundlich auf Englisch begrüßt, teile

ich ein Sechserabteil. Beide penibelst darauf bedacht, genug Abstand zu halten. „Ist es ok, wenn ich meine Maske kurz heruntergebe? Ich möchte was essen“, frage ich sie, in einem entschuldigenden Ton. „Na klar!“, lächelt sie (zumindest glaube ich, dass sie es tut, ich sehe ihre Lippen wegen der Maske ja nicht). Also breite ich meinen Reiseproviant auf dem ausgezogenen Klappstisch aus. Ich genieße das Essen und höre dem beruhigenden Zugrhythmus – takkata, takkata – zu.

Der Zug bleibt am Leibnitzer Bahnhof stehen. Am Bahnsteig steht eine junge, maskierte Frau, die jemanden zu erwarten scheint. Ein Soldat in Uniform, der ebenfalls aus dem Zug aussteigt, geht geradeaus auf sie zu. Sie strahlt übers ganze Gesicht (zumindest glaube ich, dass sie es tut) und wirft sich in seine ausgebreiteten Arme. Er möchte seinen Mund auf den ihren drücken, dann brechen die Liebenden in schallendes Gelächter aus, da ja zwei Masken im Weg sind. „Na, wie war deine Zugreise?“, fragt mich Schatz, als er meinen Trolley entgegennimmt. „Schön!“, antworte ich mit einem zufriedenen Seufzer.



Die Bilder dieses Artikels – mit Ausnahme von jenem von Katharina Stemberger – hat uns die Grazerin Doro Blancke zur Verfügung gestellt. Blancke ist vor Ort im Geflüchtetenlager Kara Tepe. „Wollt ihr die hässlichen Bilder – oder auch die anderen?“, hatte sie auf unsere Anfrage geantwortet.

lich ausgedrückt – ein besonders unterentwickeltes Asylsystem. Es ist unterlassene Hilfeleistung, was im Mittelmeerraum passiert – und jede_r, die_der davon weiß, macht sich zur Mittäterin_zum Mittäter. Hilfe vor Ort ist dann gut, wenn ich an die Arbeit von der NGO „Home for All“ denke, die zum Beispiel täglich 1.300 Essen für Mütter mit kleinen Kindern oder Kranke und Ältere zur Verfügung stellt. Ich bin aber ganz bei Ihnen, dass Hilfe vor Ort nicht immer gut ist – gerade wenn man an jene unserer Regierung denkt, die Heizlüfter schickt, die keiner anschließen kann, und ein paar Zelte. Und trotzdem: NGOs sind wichtig, solange es keine Lösung gibt.

Hatten Sie nach Ihrer Reise nach Griechenland Kontakt mit der österreichischen Regierung?

→ Ich war mit Hermann Glettler ein paar Tage nach unserer Rückkehr zu einem Gespräch im Büro von Vizekanzler Kogler geladen. Er und sein Team waren sehr betroffen von unseren Erzählungen und meinten, sie würden sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten bemühen. Von der Kanzlerpartei gab es keine Kontaktaufnahme.

Die Haltung Österreichs ist weder zu verstehen noch zu akzeptieren. Es würde uns gut zu Gesicht stehen, dass von uns wieder Impulse ausgehen, für die dieses Land bekannt ist. Die Regierungsspitze stellt sich gegen die gesamte Kirche, Teile des Boulevards, Bürgermeister_innen, bald ein ganzes Bundesland, Wissenschaft sowie Kunst- und Kulturschaffende. Und darüber hinaus keine Argumente zu haben – außer eine schlichte Antwort: Nein. Das macht nicht nur eine Verbortheit sichtbar, sondern auch eine wahnsinnige Herzlosigkeit. Ich glaube vor allem – und sonst würde ich das alles nicht tun –, dass es die Mehrheit in diesem Land anders sieht. Deshalb habe ich noch viel vor und gebe nicht auf.



PETER K. WAGNER hat sich bei Katharina Stemberger nach dem Interview für ihr Engagement bedankt.





Die attraktiven Entry-Modelle von Volkswagen Nutzfahrzeuge

Ab EUR 15.400,-*

www.vw-nutzfahrzeuge.at

*Unverb., nicht kart. Richtpreis exkl. MwSt. (Caddy Kasten Entry 55 kW/75 PS TDI) Verbrauch: 4,8 – 11,5 l/100 km. CO₂-Emission: 127 – 302 g/km. Symbolfoto.



Nutzfahrzeuge

ANZEIGE



Bekenntnisse einer Rassistin

Rassismus beschränkt sich nicht auf vorsätzliche Taten einzelner Rechtsextremer. Vielmehr handelt es sich um ein System, das alle Bereiche unseres Lebens durchdringt. Unsere Redakteurin Julia Reiter hat ihr eigenes Bewusstsein nach Spuren von Rassismus durchforstet und ist dabei auf viel weiße Zerbrechlichkeit gestoßen.

ILLUSTRATIONEN: KRISTINA KURRE

Ein Paar betritt den Saal. Händchenhaltend. Er einen halben Kopf kleiner als sie, die überhaupt Model sein könnte mit ihrem langen blonden Haar und noch längeren Beinen. Die beiden unterhalten sich über die Tischwahl. Sein Deutsch ist gebrochen. Englisch fällt ihm leichter. Während sich die Gäste inmitten von Weihnachtskugeln und Plastikengerl niederlassen, versuche ich zu verdrängen, was sich mir penetrant aufdrängt: Warum ist sie mit ihm zusammen? Helfersyndrom? Hang zur Exotik? - Solche Gedanken können unmöglich meine sein. Er ist Schwarz, ich bin keine Rassistin.

Phase 1: Happy Land

„Denn vor Gott sind alle Menschen gleich.“ (Römer 2,11) Ich komme aus einem christlich geprägten Elternhaus. Nächstenliebe wurde mir praktisch in die Wiege gelegt. „Onkel Toms Hütte“ verschlinge ich unter Tränen. Mein Schulrucksack ist übersät mit Buttons. Am coolsten sind die, mit im Mülleimer landenden Hakenkreuzen. Peace-Zeichen sind auch nicht schlecht. Auf meinen Reisen erweitere ich im postkolonialen Stil meinen Horizont, indem ich authentisches Leben mit den Locals einer klaustrophobischen Kreuzfahrt vorziehe. Ich gewinne an Welt-offenheit und gelte als besonders unvoreingenommen. Lieb sei ich auch, höre ich häufig. Das schmeichelte mir. Klar möchte ich ein guter Mensch sein, soweit es halt geht. Die extra Anerkennung und Zuneigung, die es dafür gibt, helfen auf jeden Fall, auf dem christlichen Pfad zu bleiben.

Phase 2: Abwehr

Ich diskutiere mit einem Menschen, der mir sehr am Herzen liegt. Für mich geht es um nichts, für Amira* um alles. Thema: Rassismus – für mich ein Problem, das andere haben. Ich kann mich damit beschäftigen, wenn ich möchte, und es nicht mehr tun, wenn ich keinen Bock mehr hab’. Sie hingegen erlebt das, seit sie sich erinnern kann. Aus der Diskussion wird Streit. Dann Distanz. Ich wurde quasi des Rassismus bezichtigt. Das verletzt mich. Wie kann meine Freundin nur so von mir denken? Von mir – der lieben, weltoffenen, unvoreingenommenen, nächstenliebenden Julia! Alles in mir empört sich. Ich versuche ja eh schon, alles richtig zu machen, bin vegan, geh’ auf Demos, quäl’ mich durch Bücher, die mich langweilen, um ein besserer Mensch zu werden,... Rassist_innen sind hakenkreuzschmierende Glatzköpfe oder zumindest FPÖ-Wähler_innen. Ich sehe da keine Parallelen zu mir. Und doch: Eine leichte Ahnung, die meiner Freundin Recht gibt, kratzt an meiner Tür. Mein Selbstbild möchte sich hinterm Spiegel verstecken. Doch es beginnt zu zerbröseln.

Vor dem Civil Rights Movement (der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1950er/60er-Jahren) war es für Weiße noch gesellschaftlich akzeptabel, sich offen als überlegen weil weiß zu outen. Durch die Bewegung änderte sich das. Sie machte die massive Gewalt gegenüber der Schwarzen Bevölkerung sichtbar. Die Bilder schockierten und wurden zum Inbegriff von Rassist_innen. In Deutschland und Österreich wurde Rassismus nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 zum Tabu – so die geläufige Annahme. Wer heutzutage ein guter, moralischer Mensch sein möchte, könne gleichzeitig kein_e Rassist_in sein. Nur schlechte Menschen seien Rassist_innen, heißt es. In ihrem Buch „White Fragility“ nennt Antirassismus-Forscherin Robin DiAngelo das good/bad binary. Dieser Gegensatz bringt Menschen wie mich, die sich gerne als gut und progressiv sehen wollen, in eine verzwickte Lage. Mir rassistische Muster einzugestehen – also ernsthaft einzugestehen –, würde dieser Logik nach bedeuten, ich sei ein schlechter Mensch. Das erklärt auch, warum ich in dem Streit mit meiner Freundin mehr Energie darauf verwendet habe, sie und mein Umfeld davon zu überzeugen, mein Handeln hätte nichts mit Rassismus zu tun, als meine rassistischen Muster zu hinterfragen.

Phase 3 & 4: Scham & Schuld

Doch wovon spreche ich überhaupt, wenn ich Rassismus schreibe? Hakenkreuze reichen jedenfalls nicht aus, um dem Ganzen Gestalt zu verleihen. Gleichzeitig veranschaulichen sie sehr gut, wo es hakt: „Rassismus gilt in Deutschland [und wohl auch in Österreich] als individueller, bewusster Fehltritt der Anderen“, schreibt die Antirassismus-Expertin Tupoka Ogette in „Exit Racism“. Die gängige Meinung sei:

←
Die gesamte Reflexion baut auf der jahrelangen, mühsamen Arbeit von People of Color, wie Amira oder den zitierten Autorinnen Hasters und Ogette, auf – an dieser Stelle erstmals DANKE! Manche Leser_innen können die Denkanstöße vielleicht besser annehmen, weil sie hier von einer weißen Autorin kommen. Und so kommt es schon bevor wir überhaupt loslegen können, zu einem Beispiel von strukturellen Rassismus.

* Name von der Redaktion geändert



DAS PHASEN-MODELL wurde aus Tupoka Ogettes Buch „Exit Racism“ übernommen und beschreibt den Prozess, den mensch im Umgang mit dem eigenen Rassismus durchlaufen kann. Die Reihenfolge der Phasen kann variieren bzw. hin- und herschwenken.

DIE GOOD/BAD BINARY ist ein nach der Bürgerrechtsbewegung entstandenes Konzept, das besagt, dass es sich gegenseitig ausschließt, ein guter und ein rassistischer Mensch zu sein. Rassismus beschränkt sich dabei auf schlechte Menschen: typischerweise ignorant, voreingenommen, böswillig, alt und aus den Südstaaten (USA).

Nur wer vorsätzlich etwas tut oder sagt, das rassistisch sein soll, ist auch rassistisch. Für Wirkungen, die nicht beabsichtigt sind, tragen Verursachende keine Verantwortung. (Gute) Intentionen seien das Ausschlaggebende. Das kommt mir bekannt vor. Weniger vertraut bin ich mit der Definition von Rassismus als System. Vielleicht auch weil ein System viel abstrakter ist als eine visuelle Schmiererei an der Wand. (Oder weil ich mich noch nie ernsthaft damit auseinandergesetzt habe.) „Rassismus ist ein System, das mit der Absicht entstanden ist, eine bestimmte Weltordnung herzustellen. Es wurde über Jahrhunderte aufgebaut und ist mächtig“, erklärt die deutsche Journalistin und Autorin Alice Hasters. „Darin wurde die Hierarchie rassifizierter Gruppen festgeschrieben, und die lautet ganz grob so: Weiße ganz oben, Schwarze ganz unten.“

Ogette und Hasters erzählen von rassistischen Erfahrungen, welche sie als Women of Color gemacht haben. Langsam begreife ich das Ausmaß dessen, was es bedeuten kann, in dieser Welt nicht weiß zu sein. Gleichzeitig werde ich es nie nachempfinden können. Immerhin konnte ich mich schon als kleine Julia mit all meinen Puppen, Barbies, Kinderbuchfiguren und Lieblingsschauspielerinnen identifizieren. Den Jolly-Buntstift „Hautfarbe“ fand ich zwar immer eher schiach, irritiert hat er mich aber nie. Ich kenne das Gefühl nicht, Angst vor der Polizei zu haben, weil sie mich für kriminell halten könnte. Vor Wohnungsbesichtigungen putze ich mich nicht extra raus, um einen seriösen Eindruck zu machen. Meine Hautfarbe ist schlichtweg kein Thema für mich. Rassismus ist für mich ein Problem, das andere haben. – Hab’ ich das etwa gerade gesagt?

Scham und Schuld überkommen mich. Ich erinnere mich an die Situation zurück, als meine Freundin versucht hat, mir etwas Wichtiges mitzuteilen. Meine Ignoranz macht mich perplex. Was wäre, wenn meine Freundin Recht hatte und ich rassistisch war? Was, wenn ich rassistisch bin? Das „Wenn“ kann ich mir inzwischen sparen. Langsam check ich’s. Das war ein klassischer Fall von Täter_innen-Opfer-Umkehr. Wie aus dem Bilderbuch. Anstatt mir meinen Fehltritt in der Diskussion einzugestehen, reagierte ich verletzt, weil sie mich des Rassismus bezichtigte. Trost suchte ich bei (weißen) Freund_innen. Und fand ihn. Sie beruhigten mich: „Julia, du bist ein guter Mensch. Stress dich nicht!“ Meine Freundin hätte völlig übertrieben. Mein Selbstbild krümmt sich hinterm Spiegel. Reaktionen wie meine haben häufig die Konsequenz, dass People of Color es gänzlich vermeiden, Weiße auf rassistisches Verhalten hinzuweisen. Denn

wozu auch, wenn’s danach so weitergeht?! „Es liegt in der Verantwortung der Weißen, weniger zerbrechlich zu sein“, so DiAngelo. Macht absolut Sinn. Und ist gleichzeitig sehr unangenehm. Um weniger zerbrechlich zu werden, muss es erst mal richtig wehtun, merke ich. Politisches Detox. Ich durchforsche mein Selbst nach Denkmustern und Gedanken, die ich loswerden möchte. Das befördert ziemlich viel Shit an die Oberfläche. Aua.

Phase 5: Anerkennung

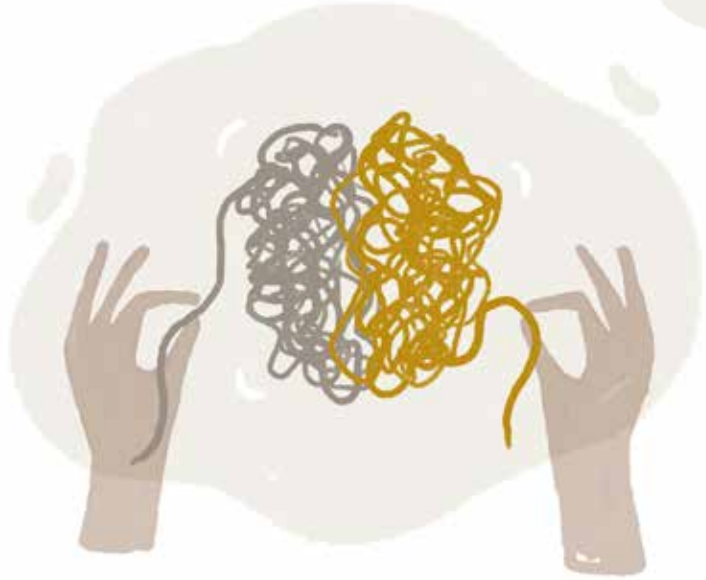
„Ich liebe Lateinamerika. Weil alles Musik ist und alle tanzen und das Leben feiern. Obwohl das Leben so hart zu ihnen ist, oder gerade weil es so ist.“ (Tagebucheintrag, Kolumbien 2015) Was erstmal wie der gut gemeinte, poetisch angehauchte Gedankenerguss einer jungen Backpackerin wirkt, entpuppt sich recht schnell als glattes Vorurteil. (Lateinamerika ist ein Kontinent mit 654 Millionen Einwohner_innen.) Etwas schwerer zu erkennen, ist der rassistische Gehalt des Eintrags. Erst Vorurteil plus Macht ergeben Rassismus. Genauer bedeutet das laut DiAngelo: „Wenn die kollektiven Vorurteile einer Gruppe durch die Macht der rechtlichen Autorität und der institutionellen Kontrolle gestützt werden, verwandeln sie



SCHWARZ ist eine Selbstbezeichnung. Bei dem Begriff geht es nicht um die Beschreibung einer tatsächlichen Hautfarbe, sondern um eine politische Kategorie. Um dies zu betonen, schreiben wir Schwarz auch als Adjektiv groß.

WEISS beschreibt ebenso wie Schwarz keine messbare Hautpigmentierung, sondern eine soziale Zugehörigkeit. Gemeint ist: ein Mensch, der aufgrund seines Aussehens im Alltag eher keine Rassismuserfahrungen macht. Daher unterstreichen wir weiß.

PEOPLE OF COLOR ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die Rassismuserfahrungen machen. Alternativ gibt es auch die Bezeichnung BIPOC (Black, Indigenous, People of Color), die etwas umfassender ist.



sich in Rassismus.“ Langsam wird es für mich etwas greifbarer, dieses ominöse System, das anscheinend allem zugrunde liegt. „Rassismus ist schon so lang und so massiv in unserer Geschichte, unserer Kultur und unserer Sprache verankert, hat unsere Weltsicht so sehr geprägt, dass wir gar nicht anders können, als in unserer heutigen Weltsicht rassistische Denkmuster zu entwickeln“, ergänzt Hasters. Und so komme ich zum Knackpunkt des Ganzen: Als weiße Person, die in dieser leider zutiefst rassistischen Welt sozialisiert wurde, stellt sich nicht die Frage, ob ich rassistisch bin. Denn das bin ich. Ich wurde rassistisch sozialisiert. Ich bin durch mein Weißsein strukturell im Vorteil und habe Vorurteile. Manche sind mir bewusst, andere weniger. Und dann gibt es noch jene, die ich im Keim ersticken möchte. (Ich muss wieder an den Schwarzen Mann zu Weihnachten vom Anfang dieses Textes denken. Scham- und Schuldgefühl haben etwas abgenommen.) Die Frage lautet also nicht, ob, sondern wie äußert sich rassistisches Verhalten bei mir? Diese Frage habe ich mir davor nie ernsthaft gestellt. Im Gegenteil: Als ich vor 15 Jahren in Peru als weiße Frau in der andinen Stadt Huancayo mit Blumen überhäuft und um Gruppenfotos gebeten wurde, benannte ich das auch mal lockerflockig als (positiven) Rassismus. Ich warf diese Sonderbehandlung in den gleichen Topf, aus welchem Menschen verbal schöpfen müssen, die brutaler Polizeigewalt ausgeliefert sind, weil sie aufgrund ihrer vermeintlichen Hautfarbe verdächtig wirken.

Darüber hinaus war ich es nicht gewohnt, mich mit meinem eigenen Weißsein zu beschäftigen. Ich las eben „Onkel Toms Hütte“ und weinte dabei. Das Problem ist: Solange wir an der good/bad binary festhalten und Rassismus als ein Vergehen von Rechtsextremen betrachten, drängen wir den Diskurs an den Rand der Gesellschaft. Wir überlassen ihn Parteien, die damit (zu Nicht-Corona-Zeiten) in Bierzelten Stimmung für sich machen, während wir über sie lachen oder weinen. Oder beides. Aber keinesfalls

eine Verbindung zu uns sehen. Rassismus bleibt so der Sprung in der Schallplatte. Erst wenn wir bei uns selbst anfangen, können wir uns vom Fleck bewegen. Der reine Appell an die Menschlichkeit löst leider nicht die gegebenen menschenunwürdigen Strukturen auf. Vielmehr lullt er mich behaglich in ein flauschiges Gefühl von Ich-tun-eh-schon-genug ein. „Ich glaube, dass weiße Progressive People of Color den meisten täglichen Schaden zufügen“, sagt DiAngelo. „Ich definiere weiße Progressive als weiße Personen, die denken, sie seien nicht rassistisch. Weiße Progressive können für People of Color am schwierigsten sein, da wir dadurch, dass wir glauben, angekommen zu sein, unsere Energie dafür einsetzen, sicherzustellen, dass andere uns als angekommen sehen. Keine unserer Energien wird in das fließen, was wir für den Rest unseres Lebens tun müssen: uns auf kontinuierliches Selbstbewusstwerden und tatsächliche antirassistische Praxis einzulassen.“

Wenn ich jetzt an das Paar im Weihnachtsaal zurückdenke, schäme ich mich immer noch ein wenig für meine vergeblich verdrängten Vorurteile. Gleichzeitig weiß ich, dass mir diese nicht in die Wiege gelegt wurden. Sie entstanden durch meine Sozialisation als Weiße in einer auf Rassismus basierten Welt. Sie gediehen, während ich nicht hinsah und es schön flauschig hatte. Meine Rassismen sind das Unkraut unter meiner vorbildlichen Veranda. Den Nährboden dafür konnte ich mir nicht aussuchen. Und das birgt eine gewissen Versuchung: Ich kann doch nichts dafür, dass ich 1990 in Österreich als privilegiertes Kind geboren wurde, es mir somit besser geht als dem Rest der Welt und vor meiner Geburt zu viele kolonialistische Verbrechen passiert sind. Mmmmmhhhh, wie flauschig-bequem es doch wäre, sich in der Opfermeiner-Umstände-Rolle auszuruhen ... Doch mein Selbstbild kommt hinterm Spiegel hervorgekrochen und richtet sich auf. Scham und Schuld legt es großteils ab. Halb nackterpatzlt sucht es seine Reflexion und checkt ab, was es noch trägt: Verantwortung. Und außerdem: eine Menge Privilegien. Beides kann ich einsetzen. Nicht um jenen, die von Rassismus betroffen sind, zu helfen, sondern weil ich mir eine Welt wünsche, die frei von Diskriminierung ist. Ich kann mein Bestes tun. Ankommen werd’ ich trotzdem nie. Und das ist gut so.



JULIA REITER ist überrascht, wie wenig Bewusstsein sie bisher für das Thema „Rassismus“ hatte.





Foto: Sascha Pfeiffer

Das Megaphon bewirkt, dass Rosemarie Kurz-Dukar ihr 84. Weihnachtsfest mit dem perfekten Christbaum feierte. In unserer Dezember-Ausgabe sprachen wir mit der Pionierin der Partizipation im Alter über ihr bewegtes Leben, Weihnachten in Krisenzeiten und den knallig-bunten Baum in der Auslage von Kastner & Öhler. Prompt erhielt das Megaphon einen Anruf aus dem Grazer Kultkaufhaus. Am 24. Dezember wanderte der perfekte Baum aus der Auslage in Rosemarie Kurz‘ Wohnzimmer.

Medieninhaber, Herausgeber, Verleger: Caritas der Diözese Graz-Seckau, Grabenstraße 39, 8010 Graz; **Redaktionsadresse Megaphon:** Marianum, Mariengasse 24, 8020 Graz, Telefon: 0316 8015 650, Fax: 0316 81 23 99, E-Mail: megaphon@caritas-steiermark.at, megaphon.at; **Leiterin:** Sabine Gollmann. **Chefredakteur:** Peter K. Wagner. **Redaktion:** Julia Reiter. **Praktikantin:** Katrin Löschnig. Die in Gastbeiträgen geäußerte Meinung muss nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. **Kulturtipps an:** megaphon.termine@caritas-steiermark.at; **Anzeigen:** tricom², Christian Edelsbrunner, christian.edelsbrunner@tricom.at; Sabine Gollmann, sabine.gollmann@caritas-steiermark.at; **Sekretariat und Abo-Verwaltung:** Dagmar Haßler, Telefon: 0316 8015 650, megaphon@caritas-steiermark.at; **Verkauf und Vertrieb:** David Stampfer (Koordination), david.stampfer@caritas-steiermark.at, Telefon: 0676 88 01 56 55; Mahaboobullah Torabi; **Layout und Gestaltung:** Kristina Kurre – MitKa; **Illustrationen:** Lena Wurm (Autor_innen), Kristina Kurre **Repro und Druck:** Druck Styria GmbH & Co KG

DAS MEGAPHON
IST EINE
INITIATIVE DER
Caritas
MIT FREUNDLICHER
UNTERSTÜTZUNG VON



Das Megaphon bietet Menschen Chancen für den sozialen Aufstieg. Die Initiative verteilt keine Almosen, sondern setzt auf Arbeit als Schlüssel zur Integration. Die Hälfte des Verkaufspreises von 3,- Euro bleibt den Verkäufer_innen.

www.megaphon.at

Unser **Straßenmagazin** erscheint seit Oktober 1995 monatlich und ist Ausdruck eines Lebensgefühls: sozial engagiert, nah am Menschen, aber auch umweltbewusst sowie politisch interessiert. Das Megaphon ist ein urbanes Grazer Magazin mit regionaler Verankerung und globaler Denkweise, das kulturelle Vielfalt als Chance und Bereicherung einer Gesellschaft sieht.



Das nächste
Megaphon
erscheint am
01.03.2021

Es ist Ernst (4) Corona als Symptom



↑
ERNST SCHREMPF
(*1953) ist Öko-Hotelier und weltweit erster Enkelschutz-Lobbyist. Im Megaphon gibt er uns jede Ausgabe einen Einblick, wie es um unseren Planeten steht.
www.klimanotstand.com

Das Krisenjahr ist zu Ende. Und jetzt?
→ Es gilt natürlich noch immer: Es ist Ernst. 2020 war in Europa das wärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen – 1,6 Grad wärmer als im Referenzzeitraum 1981 bis 2010 und 0,4 Grad wärmer als das bisher wärmste Jahr 2019. Weltweit gesehen war es genauso warm wie das bisher heißeste Jahr 2016. Ich bin sicher, dass diese kleine Nachricht über die Klimaerhitzung Anfang des Jahres nur zu wenigen Menschen durchgedrungen ist.

Warum?
→ Schlagworte wie Impfpflicht, Wocheninzidenz, Todesfälle an oder mit Corona, Querdenkerdemos, politischer Hick-Hack über das Lock- und Shutdown-Ende überlagern dieses, unsere Existenz wirklich bedrohende Problem. Trotzdem, es tut sich gerade Gewaltiges! Die große Transformation in den Bereichen Bildung, Gesellschaft oder in der Arbeitswelt hat begonnen. Mit positiven Auswirkungen auf das Klima. Das Besondere daran ist, dass diese Transformation nicht von der Politik gesteuert oder von Intellektuellen ausgedacht wurde, nein, es ist die Strömung der Pandemie! Dabei ist Corona nur eines der Symptome der sich anbahnenden großen Krise, welche durch unsere bisherige Lebensgrundlagen-zerstörende Lebensweise entstanden ist.

Und was macht die Politik?
→ Da sie keinen Plan B hat, will sie, gesteuert von Lobbyismus, mit aller Gewalt zurück zur „alten Normalität“. Von den dabei entstehenden Konflikten mit den Corona-Meldungen übertönt, steigt global die Temperatur aber ganz (un)heimlich weiter ...

Wie geht es eurem Hotel in der Krise?
→ Am 24. Dezember durfte ich nach 36 Jahren mit der letzten Steckdosenmontage die Grobrenovierung unseres Öko-Schlösschens vollenden. Der Hotelbetrieb steht nach außen hin still, intern werden laufend die Anfragen, Stornos und Umbuchungen bearbeitet. Meine Aufgabe konzentriert sich auf den Ausbau unseres Alternativenenergie-Lehrpfades (Installation eines Salzwasser-Stromspeichers) als weiteren Beitrag zum Schutz unseres Klimas.

Harekete Geçin Otomobilsiz Hayat – Sağlıklı Bir Yaşam İçin

Zdravo premikanje brez avtomobila

Autofasten. This lent: Stop driving – start moving!

Bez auta u korizmi – kretanjem do zdravlji

LUFT- UND DER UNWELT ZULIEBE
LEBENSQUALITÄT VERBESSERN
SCHULWEG AUTOFREI GESTALTEN UND MIT DER KLASSE GEWINNEN!

FASTENZEIT 2020
FAHRENGEMEINSCHAFTEN BILDEN
UMWELTFREUNDLICH DURCH BEWUSST BEWEGEN
AUF STEIG UND STEIG AUF

AKTIV WERDEN
VERKEHRSITUATION BERUHIGEN
DIE FASTENZEIT
LASS DEIN AUTO STEHEN UND STEIG AUF

GESUNDE LUFT ATMEN
GUTES TUN

Heilsam in Bewegung kommen

eine Initiative von

und

Sofort einen von 333 Fahrscheinen im Wert von 15,- Euro gewinnen!

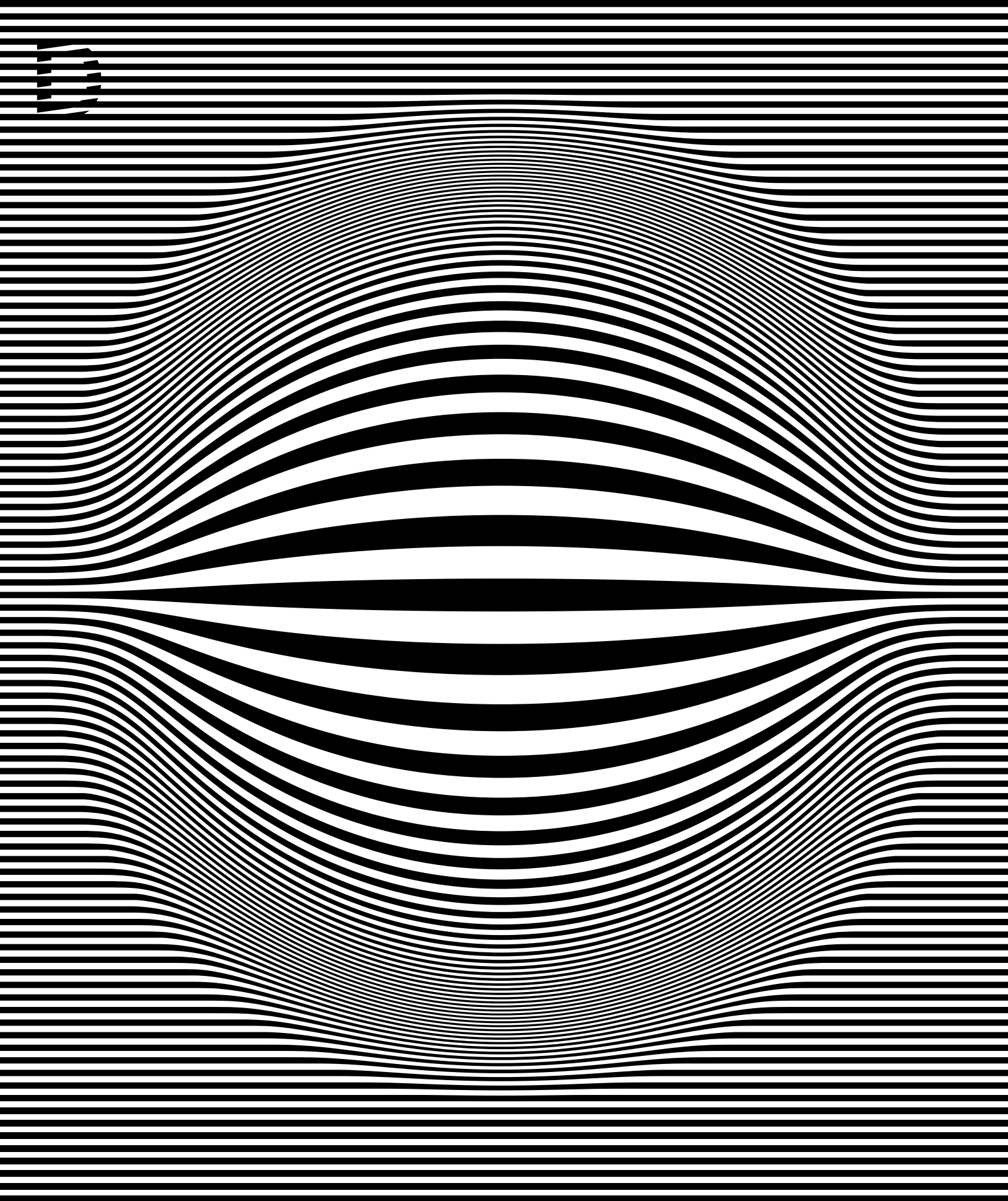
Anmeldung zum Newsletter, Selbsttest und Selbstverpflichtung zur Einsparung von Auto-Kilometern ausfüllen auf www.autofasten.at

GEWINNMÖGLICHKEITEN FÜR SCHULEN:

Gewinnt **550,- Euro Fahrtkostenzuschuss** zu einem **Ausflug Eurer Wahl mit den Öffis!**
Einfach den Mitmachbaum downloaden, ausfüllen und einsenden, bzw. alle Aktivitäten rund ums Autofasten in der Schule dokumentieren und bekanntgeben.
Einsendeschluss: 16. April 2021

Teilnahmebedingungen: www.autofasten.at

17. FEBRUAR BIS 3. APRIL



Diagonale'21
Festival des österreichischen Films

Graz, 8.—13. Juni 2021
diagonale.at

#Diagonale21
#FestivalOfAustrianFilm